

**Deutscher
Reporterpreis
2016**

**Die 8 nominierten Texte in
der Kategorie
„Bester freier Reporter“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

	Seite
1) Böhme, Johannes: Garten der Harten (0197)	03
2) Lübbert, Anke: Ja (0215)	15
3) Hille, Stephan: Sterben nach Ostern (0247)	23
4) Kaiser, Tina: Das Todesurteil (0443)	42
5) Stephan, Björn; Zimmermann, Fritz: Herr Horst kauft sich ein Dorf (0504)	58
6) Giesler, Johannes: Grenzgänger (0905)	75
7) Stephan, Björn: Klassenunterschied (1352)	86
8) Brandstädter, Philipp: Unsere Magersucht (1395)	103

Garten der Harten

In Berlin-Neukölln erstreckt sich eine 7000 Quadratmeter große Fläche, auf der ein alter Mann sich an einem Wunder versucht: Sein Garten soll eine Rettungsstation sein für all die schwierigen Jugendlichen, die in der Gegend wohnen.

Von Johannes Böhme, SZ-Magazin, 26.05.2016

Angefangen hat alles mit Veilchen und einem tschechischen Revolutionär. Die Veilchen wurden ausgerissen, der Revolutionär ausgepiffen, und Henning Vierck, der die Veilchen gekauft und den Revolutionär eingeladen hatte, dachte sich: Ich kann einpacken. Das wird nie etwas. Aus einer 350 Jahre alten Metapher einen Garten machen, mitten in Neukölln, mit Entwurzelten aus jedem Konflikt der Erde, mit Kurden, Türken, Libanesen, Libyern, Roma, Serben, Kosovaren, Ukrainern und Syrern – was für eine Schnapsidee.

Vierck sitzt unter einem zwanzig Jahre alten Pflaumenbaum. Die Sonne scheint ihm ins faltendurchzogene Gesicht, und er lacht, als er das erzählt.

Als Vierck anfing, vor mehr als zwanzig Jahren, war der Garten nur eine Idee. Vor ihm lagen 7000 Quadratmeter Schutthalde, die von den Anwohnern als Parkplatz genutzt wurden. Die ersten Pflanzen, die er bestellte, waren Veilchen. Er kaufte 4000 Stück. Am Anfang des Gartens sollte ein riesiges Veilchenbeet die Besucher anlocken. Die Blumen wurden am Abend geliefert, es wurde dunkel, Vierck ließ die Blumen in ihren Töpfen und ging nach Hause. Am nächsten Morgen wachten die Bewohner des Neuköllner Richardplatzes, eines großen Ovals aus Jugendstilgebäuden, mit dem Geruch von mehreren tausend Veilchen auf, die überall verstreut lagen. Ein paar Kinder aus der Nachbarschaft waren in der Nacht über den Holzzaun gestiegen, hatten

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

die Blumen gesehen und sich daran gemacht, möglichst viele auf einer möglichst großen Fläche zu verteilen.

Als Vierck die Verwüstung sah, war er am Boden zerstört. Er wollte am liebsten zurück zu seinen Büchern, seinem Job an der Uni. Schließlich fing er an, die Veilchen einzusammeln, jedes einzeln mit der bloßen Hand. Die Kinder guckten ihm zu. Er sagte ihnen: »Ja, es macht bestimmt Spaß, die auszureißen und rumzuwerfen. Aber es macht auch Spaß, sie wieder einzusammeln.« Und nach einer Weile begannen dieselben Kinder, die das Chaos angerichtet hatten, ihm zu helfen. Ein fast biblisches Bild: Mehr als dreißig arabische, türkische und kurdische Kinder rennen einem großen Mann mit Methusalembart hinterher, jedes mit Armen voller duftender Veilchen. »Die Kinder haben sich den Garten auf sehr brutale und wunderschöne Art angeeignet«, sagt Vierck. Seither steht das Veilchenbeet am Anfang des Gartens.

Der tschechische Revolutionär hieß Alexander Dubček. Zur Gartengründung brachte er eine bronzene überlebensgroße Statue von Comenius mit. Dubček hatte 1968 den Prager Frühling angeführt, der mit großen Hoffnungen anfang und mit sowjetischen Panzern endete. Der Garten von Vierck war zu dem Zeitpunkt noch ein Geröllfeld. Und mittendrin diese etwas pompöse Statue. Dann empfangen die Neuköllner Dubček auch noch mit Trillerpfeifen: Die Eltern einer angrenzenden Kita waren wütend, weil der Garten der Kita ein paar Quadratmeter Außenfläche wegnahm. Es war Dubčeks letzter Besuch in Deutschland. Einige Monate später starb er nach einem Autounfall auf nasser Fahrbahn. Vierck hat heute ein Bild vom Prager Frühling über seinem Schreibtisch.

Henning Vierck ist zwei Meter lang. Er hat Hände, die größer sind als die Köpfe der meisten Kinder, die herkommen. Sein Kopf ist groß wie ein Amboss und hat die gleiche Form. Er geht gebückt, was er auf die Last seiner Verantwortung zurückführt und sein Orthopäde wahrscheinlich mit jahrelanger schwerer Gartenarbeit erklären würde. Seine Augen sind klein und neugierig. Seine Wutanfälle sind berüchtigt. Seine

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Warmherzigkeit auch. Seine Stimme ist voll und weich, wenn er will, dass sie voll und weich ist. Er brüllt in druckreifen Sätzen. Als ein Junge einen Ast von einem Pflaumenbaum abbricht, rennt er ihm hinterher, bis er ihn eingefangen hat, und schreit: »Du kannst doch nicht die Hand abreißen, die dir einen Bonbon gibt!« In seiner Geduld, seinem Sinn für Gerechtigkeit und seinem Zorn hat er etwas von einem alttestamentarischen Patriarchen. Der Bart tut sein Übriges. Er ist 67 Jahre alt, kommt ursprünglich aus Flensburg und lebt seit mehr als dreißig Jahren in Neukölln.

Vierck will mit seinem Garten eine Metapher wahr machen: die Seele als Garten. Vierck hat die Metapher von dem Philosophen Johan Amos Comenius. Die Seele ist für Comenius ein Garten, angelegt von Gott, vollendet durch Erziehung. Bei Comenius heißt es, dass in einem guten Garten der Mensch die Natur vollendet, sanft, ohne Gewalt. Er hoffte, dass man so dem Paradies auf Erden näher kommen würde. Vierck hat dafür einen Garten angelegt. Der Garten heißt »Comenius-Garten«. Vierck selbst nennt ihn: das Paradies.

Aber auch das Paradies brauchte einen Geburtshelfer. Der heißt Michael Wend und war damals Stadtplaner in der Verwaltung des Landes Berlin; ein Bürokrat. Als Vierck das Konzept für den Garten geschrieben hatte, bekam Wend es auf den Schreibtisch und war begeistert von der ungewöhnlichen Idee. So begeistert, dass er 4,2 Millionen D-Mark besorgte und eine berühmte Landschaftsarchitektin kontaktierte, die ein Konzept für den Garten entwarf. So begeistert, dass er den Garten selbst dann nicht sterben ließ, als der Staatssekretär ablehnte, weil er das Konzept zu bizarr fand. Wend wartete, bis ein neuer Staatssekretär ernannt wurde. Der hat den Garten dann genehmigt. Bis heute wird Viercks Gehalt vom Land Berlin bezahlt. Vierck selbst nennt seinen Job ein »säkulares Pfarramt«.

Wie bringt man denen, die hier neu ankommen, all das bei? Diese Regeln. Ein ganzes Regelgerüst, das von der deutschen Schuld am Holocaust, der Menschenwürde und dem progressiven Steuersystem bis zum Umgang mit Frauen reicht. Und all diese

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Merkwürdigkeiten: dass die Deutschen ihre Hunde lieben oder dass sich Menschen in der Öffentlichkeit küssen, als gäbe es nur sie. Man könnte da fragen: Wieso macht ihr das so? Und wenn man lange genug fragt, bliebe irgendwann nichts weiter übrig als zu sagen: So sind wir eben. So handeln wir eben. »Habe ich die Begründungen erschöpft, so bin ich nun auf dem harten Felsen angelangt, und mein Spaten biegt sich zurück«, schrieb der Philosoph Ludwig Wittgenstein über den Versuch, Regeln zu erklären. Manches lässt sich nicht erklären. Es muss gemeinsam gelebt werden.

Viercks Regeln sind: kein Alkohol, keine Drogen, keine laute Musik. Die Wiese mit den seltenen Gräsern darf nicht betreten werden. Früchte dürfen nur gemeinsam abends gepflückt werden. Der Garten ist nachts geschlossen, er ist kein Park. Kinder dürfen nachts über den Zaun klettern. Erwachsene handeln sich, wenn sie es machen, eine Anzeige ein. Man darf nur so viele Früchte mitnehmen, wie man mit den Händen tragen kann. Gewalt gegen Pflanzen – Äste abbrechen, die Wiese aus brusthohem Wildgras betreten, Knospen abreißen – ist verboten. Gewalt gegen andere Menschen ist ein Skandal. Aber vor allem glaubt Vierck nicht an starre Regeln. Er ist bereit, jede Regel auszusetzen, wenn er meint, dass es menschlicher ist, sie auszusetzen. Jede Regel, bis auf die mit der Gewalt. Die hat er sogar in einen Stein meißeln lassen: »Alles fließe von selbst, Gewalt sei ferne den Dingen«, steht auf einem Stein gegenüber der Gartenpforte. Es ist ein Zitat von Comenius.

Die Regeln im Garten sind immer auch ein bisschen Poesie, wenn sie aus Viercks Mund stammen: »Manchmal kommen Kinder mit Tüten in den Garten, um Früchte zu pflücken und sie mit nach Hause zu nehmen. Dann bleibt mir nichts anderes übrig als zu sagen, dass es im Paradies keine Tüten gibt. Da lebt man von der Hand in den Mund.«

Im Paradies wachsen Äpfel, Birnen, Pflaumen (gelbe, grüne und violette), Mirabellen, Kirschen, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Maulbeeren, Renekloden, Quitten, Brombeeren, Walnüsse und Haselnüsse. Durch den Garten fließt ein

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Bächlein. Es gibt einen Teich und einen Rosengarten. Das alles ist kaum hundert Meter von einer Blutwurstmanufaktur, Woolworth und Falafel für 1,99 Euro entfernt.

Mit den Obstbäumen im Garten wuchsen auch die Jungs von der R44 auf. Die R44 war bis vor einigen Jahren eine der härtesten türkischen Neuköllner Jugendgangs. R44 stand für Richardstraße und 44 für den alten Postcode von Neukölln. Bei Prügeleien mit anderen Gangs wurde mit Holzlatten aufeinander eingedroschen und mit Messern aufeinander eingestochen. Der Innenausschuss des Berliner Abgeordnetenhauses hat sich mal mit der R44 befasst, nachdem ein Gangmitglied vor laufender Kamera des RBB mit einer Schreckschusspistole in die Luft geschossen hatte. Abgeordnete wollten danach wissen, was die Polizei gegen die Bande tun werde. Das »Seelenparadies«, der Holzpavillon, der in der Mitte des Gartens steht, war der Lieblingsort der R44.

»Hassan habe ich kennengelernt, da heulte der auf der Straße, weil er nicht in die Schule gehen konnte«, sagt Vierck. Hassan hatte zuvor ein paar Tage in der Schule gefehlt. Er brauchte eine Entschuldigung seiner Eltern. Nur konnten die nicht schreiben. Zumindest nicht in lateinischen Buchstaben, so erzählt es Vierck. »Ich habe ihm dann die Entschuldigung geschrieben. Seine Eltern mussten da nur noch ihren Namen druntersetzen.« Hassan war der Junge, der später vor der Kamera mit der Schreckschusspistole rumschoss.

Vierck redet immer wieder über die R44 und besonders über einen Jungen, den auffälligsten, unruhigsten, vorlautesten: Ali Kaya war nicht groß gewachsen, aber kräftig gebaut, mit stechenden Augen – ein Anführer. Er war Gangchef und die selbst ernannte »Stimme von Neukölln«. Ein 17-Jähriger, der Rapsongs schrieb wie Die erste Kugel ist gratis und Massaka.

Vierck kennt ihn, seit er klein war. Als Kaya das erste Mal im Garten war, stieg er auf einen Baum und brach einen Ast ab. Vierck hat ihn an den Schultern gepackt,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

geschüttelt und angeschrien: »Nie wieder machst du das! Hörst du!« Das nächste Mal bekam er von Vierck einen Apfel und Wasser. Vierck schoss den türkischen Jungs den Fußball zurück, wenn der über den Zaun geflogen war. Und er half ihnen mit den Hausaufgaben, wenn sie gefragt haben. Später in der Pubertät kam Ali Kaya in den Garten, wenn sein Vater ihn nachts nicht mehr ins Haus ließ. Sein Vater ist der Imam der Moschee nebenan. Ein strenger Mann, der nicht wollte, dass sein Sohn sich zu lange draußen herumtreibt, und der die Tür abschloss, wenn Ali bis Mitternacht nicht zurück war. Im Sommer nahm Ali sich dann eine Decke und übernachtete im Comenius-Garten, unter freiem Himmel, über ihm die Äste der Birn- und Apfelbäume. »Herr Vier-Eck« – alle Kinder hier rufen ihn so, wie das geometrische Muster – »Herr Vier-Eck«, sagt Kaya, »war für mich wie ein Vater. Er hat uns aufgenommen, selbst als alle anderen mit uns nichts zu tun haben wollten.«

Ali Kaya gab im Garten auch sein erstes Rapkonzert. Vierck hatte es organisiert. Am Ende beschwerten sich die Politiker von SPD und CDU, die auch gekommen waren, über die gewaltverherrlichenden Texte. Vierck war das egal, solange es bei Worten blieb. »Ich habe das verstanden, diesen Drang, sich zu beweisen«, sagt er.

Die Schlägereien fingen meistens mit langen Blicken an. Wenn zu lange geguckt wurde, ging das große Hauen und Stechen los. Und wenn sie sich nicht schlugen, dann randalierten sie in U-Bahnhöfen, sie haben MP3-Player »abgezogen« und die Arrestzelle der Neuköllner Polizei mit Graffiti zugesprüht. Sie hatten Schlagringe dabei, Teleskopstöcke, Schreckschusspistolen, Klappmesser und manchmal Macheten, »Die Macheten sollten nur Angst machen. Die haben wir nie eingesetzt«, sagt Kaya heute. Das ist ihm dann doch wichtig, dass sie so verroht nicht waren. Sie waren dabei Jäger und Gejagte. Das Spiel mit der Gefahr wäre auch für sie immer wieder beinahe schiefgegangen. Einmal zogen Mitglieder eines arabischen Clans mit Schusswaffen durch Neukölln und suchten Kaya. »Wegen eines Missverständnisses«, wie er sagt. Ein anderes Mal rannten er und ein paar Freunde auf der Flucht vor der Polizei in einen U-Bahnschacht. Nach drei, vier Minuten hörten sie die Bahn auf sich zufahren.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie pressten sich an den Rand des Tunnels. Die Polizei nahm sie dann trotzdem fest, als sie am anderen Ende wieder rauskamen.

Im Comenius-Garten aber waren sie anders. Vierck sagt, es sei ein Ort der Selbstbestimmung für die Jugendlichen. Sie müssten sich hier nicht so sehr beweisen. Sie könnten auch mal Schwäche zeigen.

Kaya hat hier seinen Müll aufgesammelt. Er hat seine Red-Bull-Dosen wieder mitgenommen. Die anderen haben ihre Kippenstummel aufgelesen. Sie haben keine Äste abgebrochen und Früchte nur zusammen mit Vierck gepflückt. Kaya saß mit seinen Freunden oft im Pavillon in der Mitte des Gartens. Sie haben da gerappt, sie haben sich über den Koran unterhalten oder über Mädchen. Vierck ließ sie viel in Ruhe. Und irgendwann fingen sie an, sein Vertrauen zurückzuzahlen.

Einmal, als Kaya mit Freunden im Pavillon zusammensaß, kamen zehn jüngere türkische Jungs vorbei. Er kannte sie. Es waren jüngere Geschwister seiner Freunde. Sie sagten Ali Kaya, dass sie sich mit einer arabischen Gang verabredet hätten – um zu kämpfen. Mit dabei hatten sie Schlagstöcke, Totschläger, Messer. Und jetzt wollten sie damit direkt vor der Statue von Comenius Blut fließen lassen. »Denen zeigen wir's«, haben sie gesagt. Ali Kaya fuhr sie an: »Was macht ihr hier? Seid ihr verrückt geworden?!« Er erinnerte sie daran, dass er ihre Eltern kennt und ihre Brüder. Er erklärte ihnen, dass der Garten dafür nicht der Ort ist. Und dann nahm er, der Ältere, den Jüngeren ihre Waffen ab und schickte sie weg.

Natürlich ist Viercks Einfluss außerhalb des Gartens begrenzt, das weiß er selbst. »Es ist schon ein ganz großer Erfolg des Gartens, dass es hier nie zu körperlicher Gewalt gekommen ist«, sagt er.

Es gibt die großen Geschichten von denen, die ihr Leben herumgerissen haben. Einer aus der R44 hat 2012 das beste Abitur von Berlin gemacht. Es gibt einige, die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

heute Filialleiter sind, Angestellte in mittelständischen Unternehmen, und einer hat seinen eigenen Dönerladen. Wieder andere waren weniger glücklich: Einige sind im Gefängnis gelandet, andere sind drogenabhängig geworden, einer ist an Blutkrebs gestorben, und einer hat versucht, sich umzubringen, und sitzt seitdem im Rollstuhl.

Ali Kaya brach erst eine Malerausbildung ab, weil er das Terpentin nicht vertrug, dann eine Gasinstallateursausbildung, weil er den Geruch von Scheiße nicht aushielt. Jetzt, mit 28, hat er seine Ausbildung zum Produktdesigner abgeschlossen. Er hat eine 15 Monate alte Tochter, er hat geheiratet und singt in der sufischen, gemäßigten Moschee seines Vaters. Er ist stolz darauf, dass die Polizei ab und zu zum Essen in der Moschee vorbeikommt. Herrn Vierck hat er noch ein paarmal zu sich nach Hause eingeladen. Sie haben gegessen, und am Ende haben Vater und Sohn zusammen für Vierck sufische Lieder gesungen – Lieder, die klagend von der Sehnsucht nach Gott handeln.

Vierck sitzt unter zwei schwer behangenen Pflaumenbäumen. Zwei der Bäume haben tiefe Narben an ihrem Stamm. Mit einem Messer haben zwei Jungs vor zwanzig Jahren in das junge Holz geritzt. Man sieht die Wunden deutlich. Vierck ging damals durch die Nachbarschaft und fragte die Kinder, ob sie wüssten, wer das war. Irgendwann sagten sie ihm zwei Namen. Bei der ersten Familie klopfte er an, er sagte, wie entsetzt er sei, und der Vater sicherte ihm zu, dass so etwas nicht wieder vorkommen würde. Beim zweiten Haus kam ihm, noch bevor er klopfen konnte, ein weinendes Kind entgegen. Das Kind war wegen der verletzten Bäume geschlagen worden. Die Eltern hatten von der ersten Familie schon erfahren, dass Vierck vorbeikommen würde, um sich zu beschweren. »Seither frage ich die Kinder, ob ich die Eltern besuchen kann.«

»Gewalt ist eine entartete Kraft. Kraft sollte sich in Vielfalt und Kreativität und Schönheit äußern.« Man merkt Vierck an, dass er viel liest und noch mehr nachdenkt. Er kann aus dem Stand eine halbe Stunde über Descartes reden oder über den

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Deutschen Idealismus. Vierck betreibt im Garten etwas, was er »Wunderforschung« nennt: Philosophen, Künstler und Wissenschaftler stellen den Kindern große Fragen. Vierck hat Ordner voll mit diesen Kinder-Antworten auf Fragen nach dem Himmel, dem Nichts, der Leere oder ganz einfach: »Wovor fürchtet ihr euch am meisten?«

Die damals siebenjährige Elif antwortete darauf: »Ich habe Angst vor dem Tod. Guck mal, bei dem Spielplatz wurde eine Frau ermordet.« Die siebenjährige Merve erzählt vom selben Vorfall: »Ein Mann hat ihr den Hals zuge drückt, und dann war sie tot, und die haben überall Zettel hingehängt. Die haben wir gelesen.« Beide meinen den Mord an Bozena Maleczek, einer Polin, die 2003 vor ihrem Haus am Karl-Marx-Platz erwürgt wurde, nur wenige Schritte vom Garten entfernt.

Als der achtjährige Firat das Gegenteil von Angst malen soll, zeichnet er zwei Menschen, die mit geschlossenen Augen die Köpfe zusammenhalten. »Die mögen sich«, sagt er dazu. Beide haben nichts zu befürchten. Sie sind ganz beieinander.

Vierck ist streng, aber nicht unnachgiebig. Er weiß, wann er seine eigenen Regeln brechen muss. Eigentlich sind Drogen jeder Art im Garten verboten. Als eine Gruppe hipper Mittdreißiger mit einem Sixpack Bier unter dem Arm in den Garten marschiert, schmeißt Vierck sie sofort raus. Bei Burak war er anders. Burak ist im Haus direkt neben dem Garten aufgewachsen. Er ist ein 27 Jahre alter Student, der Apotheker werden möchte. Früher lief er die hundert Meter in 10,4 Sekunden. Als er sich mit 17 verletzt hatte und die ersehnte Basketballkarriere bei Alba Berlin an der Bandscheibe kaputtgegangen war, saß Burak wochenlang im Garten und kiffte. Vierck ließ ihn machen. »Er hat das ignoriert. Er ist da dran vorbeigegangen, weil er mich kannte. Und weil er wusste, was mit mir los war.« Viercks Regeln sind nicht starr, er ist bereit, sie zu lockern, wenn er meint, dass sie mehr schaden als nutzen.

»Wir sind so groß geworden, dass Regeln dazu da sind, gebrochen zu werden. Hier war es das erste Mal anders«, erzählt Burak. Er fasst Viercks Methode so

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

zusammen: »Er hat es wie die Natur gemacht. Er hat bestimmte Regeln aufgestellt und dabei jedem seinen Platz im Leben gegeben.«

Vielleicht liegt es daran, dass Vierck auch Sechsjährige so ernst nimmt wie Erwachsene. Er widmet sich den Kindern mit Geduld. Er hört ihnen zu, er lässt sie ausreden, er schätzt ihre Sicht auf die Welt, selbst wenn sie behaupten, dass »Bäume den Wind machen«, »Wasser wie ein Geist ist« und die »Luft aus Gott besteht«. Er will die Antworten der Kinder so ernst nehmen wie die der klügsten Köpfe der Menschheit, so sagt er es.

Nur einmal wäre es beinahe schiefgegangen. Das war ganz am Anfang. Den Garten gab es noch nicht lange, der Pavillon war gerade neu gebaut. Und eine Handvoll junger Männer, Bodybuilder, Türstehertypen aus dem Viertel, hatte den Garten für sich entdeckt. Vierck ging durch den Garten und sammelte Müll auf, wie er das jeden Tag macht, bis heute. Einer der Männer stand auf und ging auf ihn zu, ein Klappmesser in der Hand. Er klappte das Messer auf und zu, auf und zu, auf und zu. Vierck wusste kurz nicht, was er machen sollte. Gegen Messer hilft ihm seine Größe auch nicht. Aber Wegrennen ging auch nicht. Dann sah er vor sich im Gras ein stumpfes Brotmesser, das jemand beim Picknicken vergessen hatte.

Er hob es auf und sagte zu dem nackten Alpträumer aus Muskeln: »Warte, warte. Das kann ich auch!« Dann hat er ihn mit seinem verrosteten Brotmesser nachgeöffnet: das Auf-und-zu-Klappen des Butterfly-Messers, die breitbeinige Pose. »In deren Sprache würde man wohl sagen, ich habe ihn gedisst.« Die Gruppe johlte vor Lachen. Und Vierck hatte seinen Garten zurück.

»Das sind alles Gladiatorenkämpfe. Ich halte eben auch dagegen. Das ist eigentlich nicht meine Moral, aber ich weiß, dass es sie gibt.« Die Polizei fragte ihn hinterher, ob er lebensmüde sei.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Viercks Glaube an das Gute im Menschen ist nahezu unerschütterlich: »Es gibt keinen Menschen auf der Welt, dem nicht beim Überleben geholfen wurde. Jeder Säugling braucht jemanden, der ihn nährt. Wir alle waren einmal auf Hilfe anderer angewiesen.« Im Umkehrschluss heißt das für Vierck: Jeder Mensch verdient, dass wir ihm diese Hilfe ein weiteres Mal anbieten. Er möchte so »die Sachen wieder ganz, wieder heile machen«. Auf die Frage, was es denn genau sei, das er heile machen wolle, antwortet er: »Eigentlich all das, was seit Adam und Eva außer Kontrolle geraten ist.«

Als er sechs Jahre alt war, fragte ihn seine Patentante bei einem Familienfest, ob er wisse, wo sein Platz sei. Vierck antwortete damals: »Mein Platz ist, wo ich bin.« Ein eigenwilliges Kind war er. Im Studium hat er dann viel gelesen: Hegel, Fichte und Kant durchgearbeitet, sich in der Philosophie verloren und doch nichts gefunden, was ihn zufriedengestellt hätte. »Meine Haltung war damals: Die Welt ist in Ordnung, solange ich in Ordnung bin. Mit dem Garten habe ich das abgelegt. Ich bin jetzt nicht mehr nur für mich selbst verantwortlich.«

Hamoudi ist frech, vorlaut, intelligent – »ein wildes Kind«, wie Vierck sagt, aus einer palästinensischen Familie. Hamoudi kommt derzeit fast jeden Tag vorbei, um die noch grünen Pflaumen zu pflücken. Die Pflaumen haben eine feste Haut und sind sauer wie Zitronen – aber genau so essen die arabischen Jungs sie am liebsten. Die Säure lindert das Durstgefühl, das sie tagsüber während des Ramadan haben. Henning Vierck hält die Leiter, als Hamoudi die Pflaumen pflückt. Zwei Hände voll. Mit einem Freund legt sich Hamoudi danach auf eine Holzbühne, die neben einem Maulbeerbaum steht. Sie gucken in den blauen Himmel und spucken Kerne um die Wette. Als eine bulgarische Großfamilie an ihnen vorbeigeht, drei Frauen, vier Männer, ein Kinderwagen, guckt Hamoudi hoch wie eine Katze, die eine Maus entdeckt hat. Mit seinen restlichen Pflaumen fängt er an, die Familie zu bewerfen. Mit einem dumpfen Geräusch treffen harte grüne Pflaumen die Plane des Kinderwagens.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Neukölln hat sich in den vergangenen Jahren stark verändert. Erst kamen die Studenten mit ihren Bars. Dann die Familien, mit teuren Kinderwagen, Fahrradanhängern und Holzspielzeug. Sie alle lieben den Comenius-Garten. »Für die, die herziehen, ist das ein Park«, sagt Vierck. »Die kommen mit Decken an und wollen sich in die Gräser legen. Und bringen gleich noch eine Flasche Rotwein mit.« Also muss er jeden Tag jemandem das Alkoholverbot erklären oder die Empfindlichkeit der Gräser. Das nervt ihn. Mit der Großmüligkeit der Jugendlichen kann er umgehen. Aber an der Selbstverständlichkeit, mit der die Neuen sich breitmachen, verzweifelt er.

Und: Die Probleme hören durch die Gentrifizierung des Viertels nicht einfach auf. Sie sind jetzt weniger sichtbar, aber nicht verschwunden. Marita Stolt leitet die Grundschule nebenan. Sie sagt: »Die Probleme sind immer noch die gleichen wie vor 15 Jahren. Die deutschen Eltern gucken sich unsere Schule an und denken dann doch wieder: Da sind zu viele Araber. Die Armut unserer Schüler ist die gleiche. Die Sprachprobleme sind die gleichen.«

»Ich bereue es. Ich bereue es jetzt und ich bereue es morgen. Ich versuche händeringend, hier rauszukommen. Es ist anstrengend. Es geht an die physischen Grenzen. Man muss lächeln, man muss pflücken, man muss Lösungen finden. Jede Verletzung braucht eine Intervention, jeden Tag gibt es Verletzungen.«

Und doch ist Vierck jede Woche sieben Tage da, von morgens bis abends. Und wenn er Hamoudis Stimme hört, passt er doppelt auf, dass nichts passiert. Er mag erschöpft und müde sein, nachlassen tut er nicht.

Zehn Minuten später behauptet er dann wieder: »Der Garten hat mich gerettet.«

JA

Das Kind in Lisas Bauch ist schwerstbehindert, der Pränataldiagnostiker rät zur Abtreibung. Lisa und Björn suchen ihre Antwort auf eine der schwierigsten Fragen dieses Lebens.

Von Anke Lübbert, Das Buch als Magazin (Erstveröffentlichung), 23.10.2015,
Die Zeit (Zweitveröffentlichung) 7.7.2016

Am Morgen nach der Geburt schickt Björn* alle anderen aus dem Zimmer. Eine Stunde, allein mit seinem Sohn, den er im Arm hält, um ihn willkommen zu heißen. Und zu verabschieden. Vorsichtig öffnet er dessen geschlossene Lider und schaut in klares, tiefes Blau.

Fünf Monate vorher, an einem Tag im Februar, flimmern Grau-, Schwarz- und Weißtöne grobpixelig auf dem Monitor des Pränataldiagnostikers. Der Arzt misst Knochen und Organe schweigend. Als er endlich redet, sitzt Lisa noch auf der Untersuchungsliege, Björn neben ihr, auf einem Stuhl. Die nächste Frau wartet draußen.

Ein Teil der Bauchorgane des Embryos, der Darm und wahrscheinlich auch die Leber hängen in einer Art Beutel durch eine Öffnung der Bauchdecke im Fruchtwasser. Ein Herzfehler. Ein komplexes Fehlbildungssyndrom, vermutlich Trisomie 13 oder 18. Eine Diagnose wie ein Schadensbericht. Defekt. Ein defektes Kind.

„Das wird eine harte Schwangerschaft. Und auch ein hartes Leben mit dem Kind, wenn es überlebt. Sie können bei uns abtreiben.“

„Gibt es Selbsthilfegruppen?“

„Nein. Die sterben sowieso immer gleich. Gucken Sie bloß nicht ins Internet.“
Der Pränataldiagnostiker hat keine Worte, die das Ergebnis fassbar und verständlich machen. Kein Hilfsangebot. Er vermittelt kein Beratungsgespräch und keinen Psychologen. Zwei Wochen bis zum nächsten Termin. Lisa liest alles, was sie finden kann.

Fachbücher, Broschüren, Blogs. Kinder mit diesen Chromosomenstörungen werden von den Müttern selten ausgetragen. Schon bei der meist viel harmloseren Trisomie 21 treiben 97 Prozent aller Eltern das Kind ab, wenn sie von der Behinderung erfahren. Wenn sie nicht abgetrieben werden, sterben Kinder mit Trisomie 13 oder 18 oft während der Schwangerschaft. Manche leben nur ein paar Tage, manche aber auch Jahre.

Lisa hört von Kindern mit Reflux, Atemproblemen und Krämpfen, sieht Bilder von Babys mit einer Nase, über das ganze Gesicht verwachsen. Ohne Augen. Mit Mund- und Nasenspalten. Eine Freundin fragt: „Was hast du denn für eine Intuition?“ Lisa sagt: „Das Kind geht seinen Weg. Es soll bleiben.“ Aber sie weiß auch, dass sie jemand ist, der zwar ein Bauchgefühl hat, einen Impuls, aber trotzdem das Bedürfnis, die Vernunft nicht auszublenden. Die richtigen Entscheidungen zu treffen, Verantwortung zu übernehmen, das ist wichtig für sie. Sie will sich nicht hinterher Vorwürfe machen, weil man sie gewarnt hat. Sie weiß noch nicht, wie sie sich entscheiden wird. Wenn sie überhaupt über das Leben und den Tod ihres Kindes entscheiden kann, dann muss sie wissen, was seine Krankheit bedeutet. Was sein Leben bedeuten würde. Und was sein Tod. Sie muss noch mehr über das Kind wissen.

Björn hat das Gefühl, dass Lisa ihm meilenweit voraus ist, schon angekommen im Muttersein. Diese Haltung zu dem Kind. Er hat das nicht. Und steigt erst ein, als Lisa einen Film findet. „Mein kleines Kind“, ein Dokumentarfilm über eine Hebamme, die ihr viertes, nicht lebensfähiges Kind im Kreis von Freunden und Familie zu Hause auf die Welt bringt, wo es wenig später stirbt. Eine andere Hebamme sitzt ein paar Tage später bei ihnen im Wohnzimmer, sie hat schon Tausende Kinder entbunden gesunde Kinder und Kinder mit Behinderungen. Sie hat fast vierzig Berufsjahre hinter sich. Sie sagt: „Soweit ich weiß, führt kein Weg an den lebensverlängernden Maßnahmen vorbei. Jeder Arzt und jede Hebamme ist dann dazu verpflichtet. Wenn ihr das nicht wollt, wird es schwer. Dann braucht ihr juristischen Beistand.“ Als sie die Wohnung verlässt, fühlen sich beide allein und ratlos.

Für Kinder mit Behinderung gilt die Abtreibungsgrenze von 14 Schwangerschaftswochen nicht, sie dürfen bis kurz vor der Geburt mit einer Kaliumchloridspritze ins Herz getötet werden. Die Spritze – für Björn ist das der rote Knopf. „Ich will nicht den roten Knopf drücken“, sagt er. Aber sie beide haben Angst vor einem Leben mit

einem so schwer behinderten Kind. Was ist, wenn Lisa es austrägt und es dann lebt, noch lange lebt, an Apparate angeschlossen, dahinvegetiert? Dem eigenen Kind kein langes Leben zu wünschen, das ist einer der verstörenden Gedanken in dieser Schwangerschaft.

Lisa hat Angst davor, dass das Kind sie isoliert. Weil Eltern sowieso oft isoliert sind und weil man mit einem kranken Kind noch nicht einmal zum Club dazugehört. Keine gemeinsamen Spaziergänge mit dem Kinderwagen. Andere Themen. Mitleid statt Freude. Pflege zu Hause. Bei zwei Beraterinnen von der Diakonie haben sie sich informiert, welche staatlichen Hilfen es gibt für Eltern von Kindern, die so schwer behindert sind. Einer von uns wird immer bei dem Kind sein, denken sie jetzt, jede Minute. Hilfen für Förderung und Betreuung scheint es nur wenige zu geben, auf verwirrend viele Ämter verteilt. Vielleicht wären sie im Krankenhaus, vielleicht auch mal zu Hause. Vielleicht braucht das Kind eine Beatmungsmaschine. Was können sie aushalten?

In Berlin-Mitte hat ein renommierter Professor seine Praxis für Pränataldiagnostik. Vielleicht weil eine Freundin ihn empfohlen hat, versprechen sich Lisa und Björn viel von dem Termin. Jemand, der ihnen endlich etwas Genaueres sagen kann und der weiß, was es heißen wird, das Kind zu bekommen. Was passiert, wenn es geboren ist.

Ohne das zu wissen, können sie nicht entscheiden, denken sie. Wieder sehen sie den Embryo in Pixeln, diesmal in einem größeren Raum, mit dem Beamer an eine Leinwand projiziert. Lisa erkennt auf den Bildern die Hände, sie findet sie wunderschön. Der Arzt sagt, die Stellung der Hände mit den überkreuzten Fingern deute stark auf eine Trisomie hin. Er hat die größere Leinwand, aber die gleiche Botschaft wie sein Kollege. In Lisas Bauch ist ein Problem. Ein kranker Mensch, nicht lebenswürdig. Auf dem Heimweg sieht Lisa die Friedrichstraße mit ihren fünfstöckigen Häusern, den Geschäften und Passanten durch einen Schleier aus Tränen. Nicht lebenswürdig. Sie ist wütend wegen dieser Bewertung. Und fühlt sich gleichzeitig verbunden mit dem Kind. Björn und Lisa sind in diesen Wochen besessen von der Notwendigkeit, die richtige Entscheidung zu treffen. Immer wieder sind sie sich einig und dann auch wieder nicht. „Du sollst nicht töten“, ist für Björn ein humanistischer Gedanke, eine normative Ethik, mehr als ein religiöses Gebot. Ich will nicht über dieses Leben entschei-

den, denkt er. Und hat gleichzeitig Angst, die Kontrolle zu verlieren. Beide skypen mit einer Familientherapeutin aus Dänemark, treffen sie kurze Zeit später in Hamburg. Sie reden über das Gefühl, alles nur falsch machen zu können. Einen richtigen Weg scheint es nicht zu geben.

Sie sagt: „Ihr macht das gut, ihr seid schon weit.“

Als sie sich von der Frau verabschieden, versteht Lisa Björn besser und Björn Lisa. Aber trotzdem gibt es keine gemeinsame Entscheidung. Er will seinen Sohn weder töten lassen noch ein Sterben auf Raten ermöglichen. Die Entscheidung fühlt sich viel zu groß an. Er will nicht getrieben sein. Selbst entscheiden. Björn hasst es, unter Druck zu stehen. Er macht die Dinge gerne gründlich und gut, das braucht Zeit. Lisa will entscheiden, weil mit jedem Tag das Baby wächst, eine Abtreibung weniger infrage kommt.

In den nächsten Wochen trifft Lisa die Hebamme aus dem Film in deren Garten, sie redet mit einem buddhistischen Mönch, der zugleich Frauenarzt ist. Sie besichtigt einen Bauernhof, auf dem Kinder mit Behinderung leben. Über den Verein „Leona“ wendet sie sich an Eltern, deren Kinder mit Trisomie 13 oder 18 trotzdem bis zu 16 Jahre alt geworden sind. In jedem Gespräch wird klar, wie sehr diese Kinder geliebt werden. Lisa spielt alle Varianten durch, auch, das Kind notfalls allein zu bekommen, ohne Björn. Dann merkt sie, dass ihn selbst das unter Druck setzen würde. Auch ein anderer Gedanke taucht kurz auf und verschwindet wieder. Sie ist 38 Jahre alt. Während sie dieses Kind austrägt, vergeht vielleicht wertvolle Zeit.

Und dann löst sich nach allen Enttäuschungen mit Ärzten ausgerechnet in der Berliner Charité, dem größten Krankenhaus Europas, mit seinen endlos langen Fluren, der große Knoten. „Jetzt geht es Ihrem Kind gut“, sagt Christoph Bühner, der Chef der Neonatologie, zur Begrüßung, „seine Badewanne ist perfekt für ihn.“

Der Kardiologe sagt: „Solche Herzfehler haben wir schon operiert, das kriegen wir hin.“

Lisa und Björn sind dankbar für diese Sätze: dass endlich jemand nicht nur ein Problem sieht, sondern einen Menschen; ihren Sohn für wert befindet, operiert zu werden. Hier sind Ärzte, die Kinder wie ihn schon gesehen haben, nicht nur auf dem Bild-

schirm. Sie sind bereit, mit ihnen zu reden, Szenarien durchzuspielen. Auch die Kinderchirurgin sagt, dass man die Omphalozele, die Bauchorgane im Sack außerhalb des Körpers, operieren kann. Aber es fehlt noch etwas, ein Gesamtbild. Die Puzzleteile müssen noch zusammengefügt werden.

Der Pränataldiagnostiker ruft eine kleine Konferenz zusammen. Am Tisch sitzen außer ihm drei Mediziner. Schnell wird klar: Jede einzelne Operation wäre möglich, alle zusammen wären wohl zu viel. Vor allem die Bauchoperation, bei der zur Vorbereitung die Organe im Nabelschnurbruchsack über einem Brutkasten aufgehängt werden und dann über viele Tage langsam in den Bauchraum einsickern.

„Das ist nicht schön für ein Neugeborenes, das eh schon viel zu verkraften hat“, sagt Neonatologin Bühner.

„Aber eine Abtreibung ist auch nicht schön“, sagt Lisa.

Schon wieder diese Aussichtslosigkeit. Und dann schlägt der Arzt das vor, was sie später den palliativen Weg nennen. Das Kind zur Welt bringen und bei ihm sein, wenn es stirbt, möglichst ohne Schmerzen. Der Arzt spricht aus, was Lisa und Björn denken, vielleicht ohne dass sie es vorher hätten formulieren können. Das Kind hat ein Recht auf sein Leben und gleichzeitig darauf, dass nicht alles Mögliche getan wird. Trotz der Traurigkeit fühlt Lisa sich jetzt gelöst. Björn ist froh, dass es nun eine Roadmap gibt, einen Fahrplan. Trotzdem tauchen immer wieder Fragen auf. Die beiden durchdenken sie gemeinsam mit Hebammen und Ärzten. Was passiert, wenn das Kind nicht atmet? Schließen sie es an eine Beatmungsmaschine? Wenn nicht – quält es sich dann beim Sterben? Es gibt kein endgültiges Ergebnis, sondern ein Übereinkommen, schriftlich festgehalten: Nach der Geburt wollen sie gucken, was im Augenblick sinnvoll erscheint. Sollte das Kind kräftig und stark sein, wollen sie es operieren lassen. Der „Leitstern“, wie Lisa es nennt, ist, dem Kind möglichst viel gute und schöne Zeit zu ermöglichen. Mit Körperkontakt und wenig Intervention.

Zum Fahrplan gehört auch, endlich die Schwangerschaft zu genießen. Björn wollte lange keine Kinder, der Prozess dauerte Jahre, dann hatte Lisa zwei frühe Fehlgeburten. So lange hatte sie sich gewünscht, schwanger zu sein, dass sie jetzt alles auskostet. Den Bauch, der immer größer wird, die Tritte von innen. Das hat viel mit Zu-

gehörigkeit zu tun, sagt sie, das zu erleben, was andere Frauen auch erleben. Eine wesentliche Erfahrung machen können.

Beide wissen, dass die Schwangerschaft wahrscheinlich die einzige Zeit ist, die sie mit ihrem Sohn haben werden. Sie suchen einen Namen, der zu der großen, alten Seele passt, als die sie ihn empfinden, und nennen ihn weiterhin bei einem Kosennamen. Fahren in den Urlaub nach Cinque Terre: Meer und Berge, kleine Dörfer und Blumen. Sie singen ihm Lieder vor und casten Friedhöfe.

Fürchterlich findet Björn die ordentlichen Gräber in ihrer Stadt. Fürchterlich sind für ihn auch die kleinen zusammengetackerten Kindersärge, die ihm die Bestatter zeigen, in die er sein Kind nicht betten will. Er findet sie unpersönlich, wie Entsorgungskisten. „Ich kann nicht viel für meinen Sohn tun“, sagt Björn, „aber einen Sarg kann ich bauen.“ Zusammen mit einer Freundin, die Bootsbauerin ist, zimmert er aus Lärchenholz ein kleines Wikingerboot mit durchgehendem Kiel und Planken. Und einem Deckel. Später, in der Kapelle, in der sie mit Freunden und Verwandten Abschied nehmen, wird das Boot neben Blumensträußen und Kerzen stehen, auf blauen Tüchern voller Blüten.

Wo soll das Kind begraben sein, was soll es anziehen, wo soll es zur Welt kommen? Der Schmerz mischt sich unter das Schöne. In Berlin-Prenzlauer Berg, im Zentrum des Babybooms, nehmen die beiden an einem Geburtsvorbereitungskurs teil, sitzen wie die anderen Paare auf blauen Matten und Gummibällen, machen eine Gedankenreise zu ihrem Kind. Die Kinder der anderen werden alle leben. Wie lange er durchhält, ob sie ihn jemals lebend im Arm halten können, wissen sie nicht. Lisa würde gerne bei ihm sein, wenn er geht. Und diese Entscheidungen. Wo soll das Grab sein, wer kommt zur Beerdigung? Bei einem Spaziergang auf einem alten Berliner Friedhof entdecken sie eine Ecke mit Kindergräbern, die sie nicht erschrecken. Eichhörnchen flitzen die Bäume hoch. Hier gibt es eine Kapelle und eine Friedhofsverwaltung, die bereit ist, Ausnahmen zu machen. Björn will nicht nur den Sarg selbst bauen, er will mit Lisa auch das Grab buddeln, den Sarg allein zum Grab tragen.

Zu den schönsten Momenten gehört, wenn Fremde auf der Straße gratulieren, fragen, wann es so weit ist, ob es ein Junge ist oder ein Mädchen. Dann ist es so, wie es sein soll, reine Freude, kein Mitleid, keine Trauer.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es hat lange gedauert, die Entscheidung zu treffen, aber jetzt sind sie einig. Und überzeugt. So überzeugt, dass es keine Kommentare gibt, wie andere Eltern von Kindern mit Behinderung sie häufig hören: warum sie sich das kranke Kind antun, ob man sich das nicht hätte sparen können. Von Anfang an haben sie ihre Gedanken und Zweifel, den ganzen Prozess mit ihren Freunden und ihrer Familie geteilt. Die stehen jetzt hinter ihnen. Dabei sein zu können hat etwas von einem Privileg – zu sehen, wie aus einer Katastrophe etwas Gutes wird. Warum leben wir? Woher kommen wir? Was passiert, wenn wir sterben? Was brauchen wir, um Abschied zu nehmen? Die Fragen, die sich Lisa und Björn stellen, stellen sie sich nicht allein, ihre Freunde und ihre Familie suchen auch Antworten, mitten im Alltag. Wie soll jemand, der diesen Rückhalt nicht hat, mit so einer Situation klarkommen?, überlegt Lisa und sagt später, dass diese Zeit Björn und sie zusammengeschweißt habe.

Ende Juli, drei Wochen vor dem Geburtstermin, nach einem müden Tag an dem Lisa Unterlagen sortiert und aufräumt, merkt sie, dass keine Kindsbewegungen mehr da sind. Das Baby ist nicht so kräftig wie gesunde Kinder, die Tritte haben oft Stunden, manchmal Tage auf sich warten lassen. Aber diesmal ist es anders. Ihr Kind ist tot. Das CTG auf der Liege der Frauenärztin zeigt keine Herztöne mehr an. Auf einmal ist alles schon geschehen, und sie müssen hinterherkommen. Lisa fühlt sich wie ein Stein. Björn wie ein leeres Ölfass. Irgendwann entdeckt Lisa, dass Tanzen funktioniert. Ihre Hände krampfen, alles ist ein einziger Krampf, und gleichzeitig ist sie zu schwach, um lange die Muskeln anzuspannen. Trotzdem tanzt sie, zu Piazzolla, Musik voller Zärtlichkeit und Trauer. Auch bei der Beerdigung wird Lisa tanzen. Björn liest einen eigenen Text.

Zusammen fahren sie an einen Ort am Meer, gerade hat es geregnet, der Boden dampft in der Wärme, Schwäne dümpeln auf dem Wasser. Sie machen ein Feuer, singen die Lieder, die sie für ihren Sohn gesungen haben, haben das Gefühl, noch einmal zu dritt zu sein. Später, als alles vorbei ist, wird dies der Ort sein, an den sie zurückgehen, wenn sie sich erinnern wollen.

Jesper wird in die Stille einer Julinacht geboren, vor den Fenstern des Berliner Krankenhauses Havelhöhe verdecken Buchen und Kiefern einen Sternenhimmel nur zu Teilen. Die Hebamme legt ihn Lisa auf den Bauch, zündet eine Kerze an und ent-

fernt sich aus dem Kreißsaal. Lisa und Björn säubern den Kleinen vorsichtig und nabeln ihn ab. Eine Nacht liegt er in einem Korb, den sie neben sich gestellt haben.

Wieder fühlen sie verschieden. Lisa hat es schwer. Das Kind in ihr schien vollkommen, groß, heil. Auch wenn er keine Nasenspalte hat, keine hässlichen Missbildungen, auch wenn alle Gliedmaßen dran sind, alle Finger, alle Zehen. Er ist versehrt. Nicht lebensfähig. Es dauert, bis sie die Bilder übereinkriegt.

Björn sagt, dass er erst in dem Augenblick Vater geworden ist, als er seinen Sohn sehen, anfassen, riechen konnte. Ihm, der lange kein Kind gewollt hatte, fällt die Vaterschaft zusammen mit dem Kind in die Arme. Dass es tot ist, macht für ein paar Minuten keinen Unterschied. „Du bist wie verwandelt“, sagt Lisa.

Fünf Tage bleiben sie bei dem Körper im Krankenhaus, holen ihn jeden Tag für ein paar Stunden zu sich, bringen ihn am Abend zurück in die Kühlung. Die Großeltern kommen. Sie treffen

sich für eine Abschiedsfeier. Es gibt Bilder aus den Tagen, sie zeigen Lisa und Björn auf einem Krankenhausbett neben einem zarten Kinderkörper. Ein feines Gesicht. Die Omphalozele verbunden auf seinem Bauch.

In den Räumen, wo Jesper geboren wurde, in der Stille und im Dunklen, mit den Buchen vor dem Fenster, taucht fast zwei Jahre später sein Bruder mit Augen von stark verwaschenem Dunkelblau der Neugeborenen bei Tageslicht aus dem Wasser, bevor er nach Luft schnappt, seinen ersten Schrei tut, die Arme bewegt, die Beine.

Sterben nach Ostern

*Der Vater sagt: «Wir werden die Wohnung verkaufen.» Die Mutter fügt hinzu:
«Und wir suchen keine neue mehr.»*

Von Stephan Hille, «Reportagen», 01.03.2016 (Heft Nummer 27)

Eine 70-jährige Dame, die sich in fünf Wochen das Leben nehmen will, stellt man sich anders vor. Flink, vergnügt und beinahe etwas aufgekratzt nimmt sie die Stufen zur Wohnung im vierten Stock. «Ich muss jetzt erst mal aus meinen hochhackigen Schuhen raus», sagt Edith Stäheli beschwingt im Treppenhaus. Eine kleine, quirlige, elegante Frau. Man würde sie deutlich jünger schätzen. Edith Stäheli wirkt keineswegs lebensmüde, und sie ist es auch gar nicht. Aber sie hat sich entschieden. Ihr Mann, Peter Stäheli, ebenfalls 70, steigt hinter ihr ernst und steif die Treppen hinauf. Seinen Morbus Parkinson, den Grund für den geplanten gemeinsamen Freitod, sieht man ihm auf den ersten Blick nicht an. Er steht etwas wackelig auf den Beinen. Es ist der 7. März 2015. Unser erstes Treffen. Stähelis haben sich um wenige Minuten verspätet. Sie waren mit Freunden zum Mittagessen verabredet. Die Freunde haben sie nach Hause gebracht. Nach Pratteln, einem Vorort von Basel.

Von jetzt an gerechnet, ab dem 7. März, wollen Edith und Peter Stäheli noch fünf Wochen leben. Höchstens. Den genauen Termin weiss das Ehepaar noch nicht. «Es muss einfach vor dem 15. April passieren», sagt Edith Stäheli. Dann würde sie 71 Jahre alt werden. Die Vorstellung, an diesem Tag Gratulationen und Geburtstagswünsche entgegennehmen zu müssen und doch kurz darauf aus dem Leben zu treten, ist für sie wie für ihren Mann Peter unerträglich. Die Entscheidung steht. Irgendwann zwischen dem 5. April, Ostersonntag, und dem 15. April. «Wir gehen sicher nicht am Osterwochenende. Wir möchten nicht, dass unser Sohn sein Leben lang Ostern mit dem Tod seiner Eltern verbindet», sagt Edith Stäheli. Für ihn, Patrick Stäheli, 37, den einzigen Sohn, wollen die Eltern es so erträglich wie möglich machen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

«Das ist für uns der wunde Punkt», sagt die Mutter. Sie ist kerngesund. Der Sohn ist mein guter Freund. Eltern und Sohn heissen in Wahrheit anders.

Vor gut zehn Jahren fängt der Parkinson langsam an, sich in Peter Stäheli auszubreiten. Dank Medikamenten kann Stäheli den Verlauf aufhalten; lange Jahre spürt der ehemalige Banker keine grösseren Einschränkungen. Dann, im Sommer vor zwei Jahren ein grosser Schub. Auslöser ist ein psychisches Trauma: der Konkurs eines kleinen Hightech- Unternehmens. Peter Stäheli ist dort Verwaltungsratspräsident. Die Firmenpleite ist sein persönlicher Scherbenhaufen. Und neue Nahrung für den Parkinson in seinem Körper. «Ich hatte plötzlich Verkrampfungen im ganzen Körper. Vom Genick an, über Schultern, Kreuz, Beine, bis in die Zehenspitzen.» Zur Illustration fährt der 70-Jährige mit den Händen den ganzen Körper entlang. «Diese Krämpfe sind unerträglich.» Nur schwere Schmerztabletten helfen noch.

«Die Krankheit schweisst uns noch mehr zusammen», sagt Edith Stäheli. «Der körperliche Verfall meines Mannes wurde immer schlimmer. Wir mussten die Dosis der Medikamente von Woche zu Woche erhöhen.» Die Krankheit bestimmt mehr und mehr das Leben der Stähelis. Jeden Tag die Frage: Was geht noch, was geht nicht mehr?

Stäheli merkt jetzt, im Frühjahr 2015, dass er beim Autofahren den Schulterblick nicht mehr schafft. Er muss aufpassen, dass er im Fuss, der das Gaspedal bedient, keinen Krampf kriegt. Er fährt nur noch kurze Strecken, zum Bäcker zum Beispiel. «Aber eigentlich sollte ich besser gar nicht mehr fahren.» Doch damit würde er seinen Bewegungsradius extrem einschränken. «Nach einem halben Kilometer zu Fuss ist Schluss. Dann verkrampft sich alles.»

Peter Stähelis grösste Einbusse an Lebensqualität: Er kann nicht mehr Golf spielen. Die grosse Leidenschaft des Ehepaares. Damit fällt für die Stähelis nicht nur ein Hobby weg, sondern auch ein ganzer Freundeskreis, der sich regelmässig auf dem Golfplatz trifft. Auch unmöglich: die Gartenarbeit und Pflege der mannshohen Buchsbäume, Wacholdersträucher und Lebensbäume auf der riesigen Dachterrasse.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Als Unternehmer ordnet Peter Stäheli das Leben in Plus und Minus. Seine Bilanz ist düster: «Wenn man dazu verurteilt ist, nur noch im Sessel zu sitzen, Zeitung zu lesen und einem auch das noch Mühe bereitet, dann ist das kein Leben mehr, wie man es früher genossen hat.»

Aufhalten lässt sich die Krankheit nun nicht mehr. Mit der Zeit würde er unweigerlich einen Rollator, später einen Rollstuhl brauchen. Irgendwann schliesslich bliebe nur das Bett. All das will Peter Stäheli auf gar keinen Fall. Schon aus Rücksicht auf seine Frau. Was Peter Stäheli plant, heisst in der Fachsprache Bilanzsuizid. Ein Weiterleben hat für ihn keinen Wert. Und ohne ihn habe auch ihr Leben keinen Wert mehr. Sagt die Frau. «Ich würde es nicht ertragen, heimzukommen und allein zu sein.» Und: «Ich weiss, es ist ein zutiefst egoistischer Gedanke, aber er ist von Liebe getragen.» In unserem Gespräch fällt immer wieder das Wort «Selbstbestimmung». Das Vorhaben der Eltern wird für ihren einzigen Sohn zur grössten Prüfung seines Lebens. Von jetzt an, ab dem 7. März 2015, bleiben ihm und seinen Eltern nur noch knapp fünf Wochen. Den elterlichen Plan trägt der 37-Jährige nun bereits ein halbes Jahr mit sich. Eine Last, die ihn schier erdrückt.

Der Wunsch von Edith und Peter Stäheli, gemeinsam aus dem Leben zu scheiden, reift im Herbst 2014 zu einem klaren und definitiven Entschluss. Der Sohn hat die gesundheitliche Verschlechterung bei seinem Vater mitbekommen. Von Zürich aus ist es nur eine Stunde bis zu seinem Elternhaus. Er ist häufig zu Besuch. Vor ein paar Wochen ist er mit seiner Freundin und dem zweijährigen Sohn von Zürich nach Köln gezogen. Er arbeitet dort bei einer TV-Produktionsfirma. Ihre Entscheidung wollten Peter und Edith Stähli ihrem Sohn im Herbst vor zwei Jahren möglichst schonend beibringen. Nur, wie sollen ein nicht sterbenskranker Vater und die kerngesunde Mutter dem einzigen Sohn verständlich machen, dass sie sich in einem halben Jahr umbringen werden? «Für Patrick hat sich das Glas mit Informationen immer mehr gefüllt», sagt Peter Stäheli. Die Eltern deuten immer wieder an, die Wohnung verkaufen zu wollen. Vor 39 Jahren haben sie die Dachgeschosswohnung gekauft. Zwei Jahre später, 1977, kommt Patrick auf die Welt. Er wächst in dieser Wohnung auf. Wenn er zu Besuch ist, schläft er in seinem früheren Kinderzimmer.

Nebenan steht ein Kinderbett für den zweijährigen Enkel Simon. Die Grosseltern lieben ihn heiss und innig; sie würden ihn viel lieber öfter sehen.

An einem Abend im Oktober 2014 kommt das Gespräch mit dem Sohn in der elterlichen Wohnung wieder einmal auf die Krankheit des Vaters. «Ich werde schon sehr bald die Dinge, die ich mag, nicht mehr tun können», sagt Peter Stäheli an diesem Abend. Irgendwann werde er die Treppe in den vierten Stock nicht mehr schaffen. Einen Lift gibt es nicht. Der Vater sagt: «Wir werden die Wohnung verkaufen.» Pause. Die Mutter fügt hinzu: «Und wir suchen keine neue mehr.» Patrick versteht nicht recht. «Wie, ihr sucht keine neue Wohnung? Wie meint ihr das?» Dann fallen zwei entscheidende Sätze: «Papi hat sich entschlossen, seiner Krankheit ein Ende zu setzen.» Schweigen. Die Mutter fügt an: «Und ich werde mit ihm gehen.» Der Sohn bricht zusammen. Er betrinkt sich an diesem Abend fürchterlich. «Kanonenvoll war er», erinnert sich die Mutter. Ihr Mann liegt für den Rest des Abends mit Krämpfen auf dem Sofa, während sie versucht, den Sohn zu beruhigen.

Für den 37-Jährigen ist dieser Abend im Oktober 2014 der Beginn eines monatelangen Wechselbads der Gefühle: erst Schock und Sprachlosigkeit. Dann Wut und grosse Traurigkeit. Emotionaler Ausnahmezustand. Wut darüber, dass seine Eltern nach 37 gemeinsamen Jahren einfach so einen Schlussstrich ziehen werden. Sich aus seinem Leben verabschieden. Noch lange versucht er, seinen Eltern Alternativen aufzuzeigen: «Wolltet ihr nicht noch die Pinguine auf Feuerland sehen? Warum macht ihr nicht lange Reisen? Warum nicht in eine Parterrewohnung umziehen und gute Bücher im Sessel lesen?» Der Vater antwortet: «Ich habe nie in meinem Leben im Sessel Bücher gelesen. Warum sollte ich jetzt damit anfangen?» Weite Reisen im Flugzeug sind für Peter Stäheli inzwischen ohnehin unmöglich. Er kann nicht mehr lange sitzen.

Patrick Stäheli wird in den Wochen und Monaten darauf klar, dass er in seinem verzweifelten Ringen um das Leben der Eltern keine Chance hat. Und dennoch: Wie soll sich ein Sohn damit abfinden, dass die gesunde Mutter mit dem kranken Vater gemeinsam aus dem Leben treten will? «Bitte, Papa, lass mir die Mami da», fleht der Sohn einmal. Krämpfe durchzucken den Vater. Die Mutter sagt in diesem Augenblick nichts. Momente eines familiären Alptrahms.

Haben die Eltern ein schlechtes Gewissen gegenüber ihrem Sohn? «Ich kann das nicht eindeutig mit Ja beantworten», sagt die Mutter. Patrick habe jetzt ja seine eigene Familie, in Köln. Und die müsse so stark sein, dass die eigenen Eltern nicht mehr eine so wichtige Rolle spielten. «So, wie Eltern ihre Kinder ziehen lassen, müssen Kinder auch ihre Eltern ziehen lassen», sagt der Vater. Und wenn der Sohn die Entscheidung der Eltern nicht akzeptieren würde? «Ich würde es dennoch tun», sagt die Mutter. «Ich würde an seinen Verstand appellieren», sagt der Vater.

Aber geht das? Kann man als Sohn den Verstand bewahren, wenn die Eltern ihren eigenen Selbstmord ankündigen? Wirklich fassen kann Patrick Stäheli das alles nicht. Nur ahnen. «Es ist eine schreckliche Vorstellung, bald nicht mehr den Rückhalt der Eltern zu haben», sagt Patrick. «Ich werde meinen Fels in der Brandung verlieren.» Und er kann nichts dagegen ausrichten. «Natürlich ist die Entscheidung meiner Eltern egoistisch, aber ihr Egoismus ist ihre Brücke zu Freiheit und Selbstbestimmung.» Er fügt sich. Aber hätte er überhaupt eine Wahl? Könnte er den Suizid verhindern? Und würde er sich und den Eltern, die ihr Ableben so akribisch planen, einen Gefallen tun? Wäre es für ihn besser, die Eltern würden sich eines Tages unangekündigt das Leben nehmen? «Nein», sagt er. «So haben wir die Chance, diesen Weg sehr bewusst und positiv zu Ende zu gehen.»

Jetzt, wenige Wochen vor diesem fürchterlichen Stichtag, versucht er, nicht in lähmende Trauer zu fallen. Aus Vernunft. «Lieber will ich den Sonnenuntergang geniessen, als darüber zu trauern, dass die Sonne bald untergeht.» Und doch gelingt ihm das häufig nicht. «Ich weine oft im Stillen. Aus heiterem Himmel. Im Auto oder zu Hause, in Köln.» Auslöser ist meist eine Erinnerung, ein Foto, ein Gedanke, ein Bild im Kopf. Zum Beispiel der Gedanke, dass er nie mehr den Duft von Weihnachtsgebäck in der elterlichen Wohnung riechen wird. Und, Patrick Stäheli hat grosse Angst. Vor diesem Tag, an dem seine Eltern gestorben sein werden. Maximal vier Wochenenden sind es noch bis zu diesem Tag. So will es das von den Eltern gesetzte Zeitfenster.

Die Wohnung ist bereits verkauft. Zum 1. Juli. Damit der Sohn in Ruhe räumen kann. Auch das Meissner Porzellan und das erste von zwei Autos sind verkauft. «Es ist, wie wenn man in eine Alterswohnung ziehen würde und sich vorher von vielen

Dingen verabschieden müsste», sagt der Vater. «Bevor wir gehen, versuchen wir, uns von so viel Ballast wie möglich zu trennen.» Noch bleibt viel zu tun: das zweite Auto, den BMW, verkaufen, Papiere ordnen, Versicherungsdokumente sichten. Die Steuererklärung für das vergangene Jahr noch einreichen, damit sein Sohn nicht noch nachzahlen muss. Und: Die Eltern möchten ihre eigene Abdankung planen, bis ins letzte Detail und gemeinsam mit ihrem Sohn.

14. März 2015. Es ist der viertletzte Samstag im Leben der Stähelis. Der Sohn ist aus Köln angereist. Anwesend ist auch Beat Trachsler, 74. Der pensionierte Dozent für Kunst- und Kulturgeschichte in Basel hält gelegentlich Abdankungen. Ihn haben die Stähelis über gemeinsame Freunde gefunden. Denn eine kirchliche Trauerfeier kommt für sie nicht infrage, obwohl sie gläubig sind. «Wir wollen den Pfarrer nicht in einen Clinch bringen», sagt Peter Stäheli, «die Kirche ist gegen Selbstmord, und ein Pfarrer kann nichts anderes predigen.» Die Eltern möchten nicht, dass an der Trauerfeier gesungen oder gebetet wird. Keine kirchlichen Rituale. Wieder fällt das Wort «selbstbestimmt». Daher also nun Beat Trachsler. Vor zwei Wochen hat er zugesagt.

Heute treffen sie sich, um Trauerfeier und Trauerrede zu besprechen. Der Sohn sieht den grau melierten, freundlichen 74-Jährigen das erste Mal. «Es ist absurd: Wir reden hier über die Farbe der Blumen, und meine Eltern sitzen neben mir.» Trachsler, ein Fremder für den Sohn, fragt ihn, wie er bisher seine Eltern erlebt habe. Die Eltern schauen Patrick an. Dem Sohn wird es schon wieder viel zu viel. Er protestiert: «Als ob es hier um eine Festrede zum 60. Geburtstag geht.» Der Vater versucht zu vermitteln: «Aber Patrick, Herr Trachsler muss doch wissen, wie wir waren.» Der Sohn versucht, sich zusammenzureissen, geht auf die Dachterrasse und zündet sich eine Zigarette an. Hofft, dass das Gespräch bald vorbei ist. Beat Trachsler macht sich Notizen. Zu Edith Stäheli: «Eine quirlige Frau, die gern lacht und gern erzählt.» «Ein Feuerwerk», wirft ihr Mann noch ein. «Und er war immer mein Rettungsschwimmer, mein Rettungsring», sagt Edith Stäheli über ihren Mann Peter. «Bodenständig», notiert sich Trachsler zu Peter Stäheli.

Die Eltern möchten, dass ihre Asche nach der Trauerfeier in Basel in den Rhein gestreut wird. Von einem der Fährboote, im kleinsten Kreis. Zusammen mit einfachen, weissen Blumenblättern. Wie einen Film haben sie ihren Tod und ihre Trauerfeier im

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Kopf. «Es soll keine traurige Abdankung werden», sagt Edith Stäheli. Ein Grab wollen die Eltern nicht. «Wir möchten keinen Ort, an dem sich Freunde und Verwandte an uns erinnern», sagt Peter Stäheli. «Es wird uns einfach nicht mehr geben.»

Beat Trachsler verabschiedet sich. Der Sohn hat sich wieder etwas gefasst. «Ich bin ihm sehr dankbar, dass er uns keine Vorwürfe mehr macht», sagt die Mutter, ohne dass Patrick es hören kann. «Aber ich wäre auch enttäuscht gewesen, wenn von ihm keine Vorwürfe gekommen wären.»

Die Eltern freuen sich auf das nächste Wochenende. Dann wird Patrick mit seinem Sohn nach Pratteln kommen. Es wird das letzte Treffen der Eltern mit ihrem zweijährigen Enkel Simon werden. Patricks Freundin, Karin, wird nicht mitkommen. Karin, Pfarrerstochter, kann mit der ganzen Situation nicht umgehen. Sie will den Plan der Stähelis weder verstehen noch akzeptieren. Wären es ihre eigenen Eltern, sie hätte sofort den Kontakt abgebrochen, hat sie gesagt. Für Patrick ist damit alles noch viel schwerer. Eine wichtige Stütze fehlt. Er fühlt sich noch mehr allein.

Am liebsten würden Edith und Peter Stäheli über die Sterbehilfeorganisation Exit in den Freitod gehen. Seit mehr als 30 Jahren sind sie Mitglied bei Exit. Bereits im Herbst vor zwei Jahren hat sich Edith Stäheli mit einer Sterbebegleiterin der Organisation getroffen und dabei erfahren, dass Exit mit grosser Wahrscheinlichkeit ihrem Mann zum Freitod verhelfen würde, nicht aber ihr, schliesslich ist Edith Stäheli kerngesund.

«Über Exit zu gehen, wäre einfach die sauberste Art gewesen», sagt sie. «Aber jetzt haben wir uns anders organisiert.» Morphium und Insulin scheiden aus. Ebenso die Baretta, die seit 20 Jahren im Safe liegt. Bleiben nur Schmerzmittel und das krampflösende Medikament, das Peter Stäheli ohnehin gegen seinen Parkinson nimmt. Über die Monate legt er jeden Tag ein paar Tabletten beiseite. «Ohne Wissen meiner behandelnden Ärzte», betont er. Er möchte niemanden in Gefahr bringen. Die tödliche Dosis hat Stäheli inzwischen angespart. Drei Monate hat er dafür gebraucht. Dafür muss er den bestehenden Vorrat rationieren, allenfalls sogar Schmerzen aushalten, um den tödlichen Plan nicht zu gefährden.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

«Es stört mich, dass das nicht legal geht. Es müsste doch einen Weg geben, dass man nicht zu solchen Tricks greifen muss», sagt Edith Stäheli. Den Ablauf des Tags ihres Freitodes hat sie ganz klar vor Augen. «Ich werde es so machen: ein Zäpfchen und eine Tablette gegen Erbrechen einnehmen. Dann Schlaftabletten und dann eine mehrfache Überdosis der Schmerztabletten, die mein Mann gegen seinen Parkinson nimmt, das ist absolut tödlich.» Wie hoch die Dosis sein muss, haben Stähelis selbst berechnet; wie, das bleibt ihr Geheimnis.

«Ich will sterben», sagt Edith unter Tränen. «Es ist das grösste Geschenk meines Mannes, dass er warten wird, bis ich gestorben bin. Erst dann wird mein Mann hinterherkommen. Das ist unser gegenseitiges Versprechen.» Ihr Mann nickt. «Natürlich werde ich mich strafbar machen, wegen Beihilfe zum Selbstmord. Nur, es wird keine Rolle spielen, denn mich als straffällige Person wird es nicht mehr geben.» Angst davor, dass ihr Vorhaben scheitern könnte, haben sie nicht. Spätestens eine Dreiviertelstunde nach Einnahme der Schmerzmittel sollte der Herzstillstand eintreten. So der Plan.

Und als allerletzte Möglichkeit ist da noch der Müllsack, den Stäheli seiner schlafenden Frau über den Kopf ziehen wird, sollte ihr Tod nicht wie berechnet eintreten. So haben es die beiden besprochen. Erst wenn Peter Stäheli bei seiner Frau keinen Puls mehr finden kann, wird auch er die Tabletten schlucken und sich mit einer Tüte über dem Kopf zu seiner Frau ins Bett legen.

All diese Details erzählen sie, während der Sohn draussen ist. Er will das nicht hören. Er soll es auch nicht hören, sagen die Eltern. Ihnen aber scheint es gut zu tun, mir, einem für sie Aussenstehenden, alles zu erzählen. Sie tun dies mit einer beinahe verstörenden Abgeklärtheit.

Sehr wenige enge Freunde sind in den Plan der Stähelis eingeweiht. Widerspruch gibt es kaum. Eher Respekt. Nur eine Freundin hat versucht, Edith Stäheli von ihrem geplanten Freitod abzubringen. Vergeblich. «Es ist doch mein freier Wille. Und für mich wird es einfacher, weil mein Mann wartet, bis ich gegangen bin», sagt Edith Stäheli unter Tränen. Peter Stäheli hat erst gar nicht versucht, seine Frau zum Weiterleben zu überreden. «Ich kenne meine Frau lang genug, und ich weiss, was sie denkt.» Und, nein. Hörig sei ihm seine Frau ganz sicher nicht. Und, ja.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Selbstverständlich hätte sie weiterleben können. Ohne ihn. Aber Edith Stäheli hat das von Anfang an ausgeschlossen. «Wir sind seit 49 Jahren ein Paar, und jetzt machen wir unser Leben fertig», sagt sie. Wieder Tränen. «Für mich stimmt alles.»

Weitere Besuche von mir wünschen Stähelis nicht mehr. Ihre Uhr läuft ab. Sie möchten sich jetzt ganz auf das letzte Treffen mit ihrem Enkel konzentrieren. Aber wir werden noch telefonieren. Der Abschied, beklemmend. Das nächste Mal werde ich sie tot in der Wohnung vorfinden. Ich werde ihren Sohn begleiten. So haben wir es verabredet.

Freitag, 21. März 2015. Basel. Zwei Wochen vor Ostern. Voller Freude erwarten die Stähelis ihren Sohn und Enkel am Bahnhof. Der zweijährige Simon springt in die Arme seiner Grosseltern. Er liebt sie innig. Die Grossmutter heisst für ihn «Nani», der Grossvater «Gro». Für den Enkel soll es ein ganz normales Wochenende werden, bei Nani und Gro. Möglichst keine Abschiedsstimmung. Die Grosseltern haben ein kleines buntes Stoffzelt gekauft. «Wir haben das ganze Wochenende darin gespielt», erzählt Edith Stäheli später am Telefon. Sehr anhänglich sei der Enkel gewesen. Nur von der Nani habe er sich wickeln lassen. «Irgendetwas muss er doch gespürt haben, vielleicht habe ich ihn auch intensiver umarmt als sonst», sagt sie. Immer wieder sei er zu ihr gekommen, habe ihr ins Ohr geflüstert: «Ich hab dich lieb.»

Zoobesuch am Samstag. Sohn Patrick hält einige Momente mit dem Handy fest: Enkel und Nani Hand in Hand vor den Flamingos. Enkel auf Nanis Arm bei der Seehundfütterung. Bei dem Gedanken, dass er dieses Bild zum letzten Mal macht, wird ihm schwer ums Herz. Die Frage nach dem Warum schießt ihm durch den Kopf. «Warum macht meine Mutter das? Warum sagt sie jetzt nicht, dass sie solche Momente noch öfter erleben will?» Er fragt die Mutter das nicht mehr. Jetzt nicht mehr. Und schon gar nicht in Anwesenheit seines eigenen Sohnes. Aber er hofft, dass es sich zumindest die Mutter im letzten Augenblick noch einmal anders überlegt. Nein, auch der letzte Besuch ihres Enkels Simon habe ihren Entscheid nicht infrage gestellt, sagt Edith Stäheli später am Telefon. Sie sehe den Enkel ja ohnehin nicht oft.

Vor Wochen schon hatte der Sohn die Mutter gefragt, ob sie denn nicht den Enkel Velo fahren sehen möchte. «Weisst du, Patrick, ich werde doch gar nicht erleben, wie er Velo fahren lernt», lautete ihre Antwort. Durch den Umzug ihres

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sohnes aus der Schweiz nach Köln sei die Verbindung gekappt, sagen beide Eltern. Ihre Perspektive klingt brutal. Als Grosseltern fühlen sie sich überflüssig. Es ist nicht als Vorwurf gegenüber dem Sohn gemeint. Das Wochenende mit Sohn und Enkel hat Peter Stäheli sehr aufgewühlt. Nachts krümmt er sich vor Krämpfen im Bett. Als sich am Sonntagabend hinter Sohn und Enkel die Zugtür schliesst, stehen den Stähelis auf dem Bahnsteig die Tränen in den Augen. Winken, bis der abfahrende Zug nur noch ein kleiner Punkt ist. Erstmals manifestiert sich das Gefühl der Finalität. Dieses «Nie mehr». Der unwiederbringliche Moment, den Enkel in den Armen zu halten: «Wir haben ein Stück von uns verloren, nein, preisgegeben», sagt Peter Stäheli am Telefon. Die Eltern versuchen, sich mit dem Gedanken zu trösten, den Sohn am nächsten Wochenende wiederzusehen. Am Wochenende vor Ostern. Dann zum letzten Mal. Auf der Zugfahrt nach Köln erreicht Patrick eine WhatsApp-Nachricht der Mutter: «Wir sind traurig. Vermissen euch.» Patrick ist völlig ausgelaugt. Seit Wochen kommt er nicht zur Ruhe.

Gewissensbisse und ein Gefühl der Ohnmacht plagen ihn. Macht er alles richtig? Müsste er sich nicht doch stärker gegen die Entscheidung der Mutter stemmen? Könnte er den Freitod vielleicht doch verhindern? Das Ruder irgendwie noch herumreissen? Am Ende ist der Sohn mit diesen Fragen auf sich allein gestellt. Alpträume plagen ihn. Er reibt sich auf. «Und doch komme ich immer wieder zu dem Schluss, dass es meine Aufgabe ist, die Entscheidung der Eltern zu respektieren », sagt Patrick. Im Streit zu scheiden, wäre das Schlimmste, was jetzt passieren könnte.

Eine Woche später. Freitag, 28. März 2015. Das letzte Wochenende vor Ostern. Und das letzte Treffen von Eltern und Sohn in Pratteln. Es steht noch ein gemeinsamer Termin beim Anwalt an. Der Vater würde noch gern in den «Gelben Seiten» nach einem Bestatter suchen. Da platzt Patrick der Kragen: «Ich werde nicht eure Bestattung organisieren, solange ihr am Leben seid.»

Dann eine kleine Überraschung: Karin, die Freundin von Patrick, möchte seine Eltern nun doch noch einmal sehen, sich verabschieden. Die Eltern und Patrick freuen sich. Aber, es bringt den Zeitplan durcheinander. Sie verschieben den endgültigen Abschied um eine Woche auf Ostersonntag.

Eine Woche später. Ostersonntag, 4. April 2015. Für ein Mittagessen reisen Patrick, Karin und Sohn Simon von Köln in die Schweiz. Mit dem Auto, um noch ein paar Sachen mitzunehmen. Viele Tränen. «Ich habe meinen Vater noch nie so weinen sehen», erzählt Patrick später am Telefon. «Ja, das ging ans Herz», sagt auch Peter Stäheli. Er habe sich ins Bett legen müssen, erzählt er. Krämpfe. Alle, der Sohn, die Freundin, seine Frau hätten sich dazugelegt. Ein letzter intensiver Moment des Familienzusammenhalts. Nach vier Stunden wieder Abreise. Tränen. Umarmungen. Plötzlich ist er da, der definitive Abschied. Abfahrt. «Es war ein schreckliches Gefühl, die Eltern ein letztes Mal zu sehen», sagt Patrick. «Aber es war ein harmonischer Abschluss für alle. Es hätte nicht besser laufen können.» Bevor Sohn Simon auf dem Rückweg nach Köln im Auto einschläft, will er wissen, warum die Eltern weinen. – «Weil wir traurig sind.»

Ostermontag, 6. April 2015, ein Anruf von Peter Stäheli. «Herr Hille, wir haben jetzt den Termin festgelegt: Am Donnerstag, den 9. April, werden wir verreisen.» So umschreibt Peter Stäheli den Stichtag, an dem seine Frau und er den lang geplanten Selbstmord in die Tat umsetzen wollen. Neben Stähelis weiss nun nur ich das Datum. Eine Absprache zwischen den Eltern, dem Sohn und mir. Patrick will und soll den genauen Tag nicht im Vorfeld erfahren. Er muss sich schützen. Auch, um nicht in Zwiespalt zu geraten und vielleicht doch noch in letzter Minute das Vorhaben der Eltern zu verhindern. Aber er weiss, dass es ab jetzt jeden Tag passieren kann. Wenn ich am Freitag früh, 10. April, Stähelis telefonisch nicht mehr erreiche, werden sich Patrick und ich auf den Weg nach Pratteln machen. Entgegen der wichtigsten journalistischen Grundregel bin ich längst Teil dieser Geschichte geworden.

Freitag früh, 10. April 2015. Eine SMS von Patrick: «Ich habe das Gefühl, es ist passiert.» In Pratteln gehen Stähelis nicht mehr ans Telefon. Kurzes Telefonat nach Köln. Patrick verspricht, sich auf den Weg zu machen, aber erst am Nachmittag. Er muss noch arbeiten. Warum nur kann er nicht alles stehen und liegen lassen? Wegen eines Feuerwehreinsatzes geht am Kölner Hauptbahnhof stundenlang nichts mehr. Per SMS kündigt Patrick seine Ankunft für 22 Uhr an. «Ich habe Angst vor dem, was kommt», schreibt er. 22 Uhr 30. Wir stehen vor dem Haus in Pratteln. Hinter den dichten Bäumen auf der Dachterrasse brennt Licht. Die Wohnung im vierten Stock

scheint hell erleuchtet. Wir wissen: Dort oben liegen zwei Leichen. Erst einmal rauchen. Gedanken sammeln. Wir drücken uns vor dem Anruf bei der Polizei. Schliesslich wählt Patrick den Notruf. Knapp sechs Minuten dauert das Gespräch. Personendaten durchgeben, die Krankheit des Vaters erklären. Begründen, warum er, obwohl im Besitz eines Schlüssels, nicht ohne Polizei in die Wohnung möchte. Endlich, eine Polizeistreife fährt vor. Ein junger Polizist und eine junge Polizistin. Erneut erklärt der Sohn, dass er Angst habe, die Wohnung zu betreten. «Jetzt gehen Sie mal nicht gleich vom Schlimmsten aus», versucht der Polizist zu beruhigen. Dann endlich verschwinden die Polizisten im Treppenhaus. Patrick und ich warten vor dem Haus. Eine gefühlte Ewigkeit. Dann erscheint die Polizistin: «Ich habe zwei Nachrichten. Ihre Mutter ist leider verstorben, ihr Vater ist ansprechbar. Es tut mir leid.»

Der Satz der Polizistin zieht uns den Boden unter den Füßen weg. Auf diese Nachricht waren wir nicht vorbereitet. Der Schock lähmt uns. Ein einziger Gedanke hämmert in meinem Kopf: Das darf nicht wahr sein! Ein Gefühl von Ohnmacht, Horror und Fassungslosigkeit. Patrick bricht zusammen. Rettungssanitäter und Notarzt eilen an uns vorbei. «Papa, was hast du nur getan?», entfährt es dem Sohn. Im gleichen Moment schämt er sich dafür. Minuten vergehen. Ruhig atmen. Sammeln. In den vierten Stock steigen. Peter Stäheli liegt im Flur. Auf dem Rücken. Im Delirium. Er hängt bereits am Tropf. Flatternder Blick. Ein Nuscheln. «Bitte ... allein lassen.» Der Notarzt sagt zum Sohn: «Sie müssen sich keine Sorgen machen, Herr Stäheli. Ihr Vater wird durchkommen.» Wieder dieser Gedanke: Das darf nicht wahr sein! Patrick beugt sich über den am Boden liegenden Vater, streichelt ihn. Abtransport. Kantonsspital. Der Sohn verspricht dem Vater, nachzukommen. Die Polizisten übernehmen: «Bitte nichts anfassen.» Im Schlafzimmer im Bett die Mutter. Wie aufgebahrt. Friedlich. Ein schwarzer Müllsack liegt neben ihr im Bett. Im Flur Polizeifunk. Die Polizistin sagt zu Patrick: «Wenn Sie sich von Ihrer Mutter verabschieden wollen, dann besser jetzt. Gleich wird hier viel los sein.» Ruhe vor dem Sturm. Personalien aufnehmen. Dann treten auf: ein Polizeifotograf, ein Forensiker, ein Gerichtsmediziner, eine Staatsanwältin. Spurensicherung und Kripo sind unterwegs. Wohnungs- und Hausschlüssel an die Polizisten abgeben. «Wir melden uns

bei Ihnen.» Patricks Gedanken kreisen um den Vater. «Papa tut mir leid.» Ab ins nahe Kantonsspital. Notaufnahme.

Eine Polizeistreife ist bereits vor Ort. Patrick darf kurz zu seinem Vater, ein Polizist ist dabei. Der Vater bittet den Sohn, zu helfen. Er will Tabletten. «Das geht nicht», sagt Patrick. «Wo ist Mami?», fragt Peter Stäheli. «Die Mami ist tot.» Ob der Vater verstanden hat? Er ist in einem schweren Delirium. Das Einzige, was er zwischendurch klar sagen kann: «Ich tue es gleich wieder.» Dann wieder Dämmerzustand. Die grösste Sorge des Sohnes: dass sein Vater jetzt gaga wird. Ein Pflegefall. Nichts ist in diesem Moment klar, ausser dass der GAU eingetreten ist: Die gesunde Mutter tot, der kranke Vater lebt. So viel scheint festzustehen: Peter Stäheli wird den Suizidversuch wahrscheinlich überleben. Wie es weitergeht? Völlig ungewiss. Es ist 3 Uhr in der Nacht. Krankenschwestern tuscheln. Es spricht sich schnell herum, dass etwas Schreckliches passiert sein muss. Die Polizei bittet den Sohn, vorläufig im Krankenhaus zu bleiben. Es fällt auf, dass Patrick und ich nicht mehr ungestört miteinander reden können. In unserer Nähe immer ein Polizist. Ich fahre ins Hotel. An Schlaf ist nicht zu denken.

Um 5 Uhr in der Früh klingelt mein Handy. Am anderen Ende der Leitung ein Korporal der Kriminalpolizei des Kantons Basel-Land. Ob ich am Morgen um 11 Uhr zur Einvernahme kommen könne. Es ist mehr Aufforderung als Frage. «Wird gegen mich ermittelt?», frage ich. «Nein», sagt der Ermittler. Ich entgegne, dass ich am Vormittag den Sohn, meinen Freund, unterstützen müsse. «Nicht nötig, der wird gleichzeitig von der Staatsanwaltschaft befragt», erklärt der Kriminalist. Also gut.

Frühmorgens trifft Patrick im Hotel ein. Eine Streife bringt ihn. Der Schock sitzt schwer in den Gliedern. In ein paar Stunden schon der Termin bei Polizei und Staatsanwaltschaft. Müssen wir uns Sorgen machen? Haben wir uns vielleicht doch strafbar gemacht? Nach drei Stunden unruhigen Schlafs klingelt der Wecker. Patrick erreicht den Anwalt des Vaters. Wir können ihn treffen. 10 Uhr 30, Parkplatz von Kantonspolizei und Staatsanwaltschaft. Auch der Anwalt, ein guter Freund von Peter Stäheli, ist geschockt. Er war in den Plan der Stähelis eingeweiht. Auch er hat mit diesem Ausgang nicht gerechnet. Sein einziger Rat an den Sohn und mich: «Machen Sie reinen Tisch.»

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Polizei und Staatsanwaltschaft ermitteln in einem «aussergewöhnlichen Todesfall». Sechs Stunden dauert die getrennte Einvernahme. Der Kriminalpolizist protokolliert jeden Satz. Im Zentrum die Frage: Ist Edith Stäheli aus freien Stücken verstorben? Soweit ich das beurteilen kann: Ja. Ich habe die ersten Gespräche mit den Eltern mit einer Kamera aufgezeichnet. Diese Aufnahmen werden sich nun als Schatz erweisen. Auf Bitten der Polizei stelle ich sie den Ermittlern zur Verfügung. Um Peter Stäheli vom Verdacht der Beihilfe am Tod seiner Frau zu entlasten. Und um jeden möglichen Verdacht auszuräumen, dass er seinen Selbstmord nur habe vortäuschen wollen und extra eine zu geringe Dosis an Tabletten genommen haben könnte. Das Ehepaar hat sich gegenseitig zu Alleinerben erklärt. Damit steht Peter Stäheli im Fokus der Ermittlungen. Für Polizei und Staatsanwaltschaft scheint der Fall längst nicht klar. Und zur Ermittlungstaktik gehört auch, sich nicht in die Karten schauen zu lassen. Der Ermittler ist sehr freundlich. Aber ob er meinen Schilderungen Glauben schenkt, verrät er nicht. Seine letzte Frage, nach fünfeinhalb Stunden Einvernahme, bringt mich aus der Bahn: Ob ich sicher sei, dass Patrick und ich vor dem Eintreffen der Polizei nicht in der Wohnung gewesen seien. Man habe am Leichnam der Mutter Schleifspuren gefunden, die darauf hindeuten könnten, dass Edith Stäheli möglicherweise erst nach ihrem Tod ins Bett gehievt worden sei. Und dies, so glaubt der Ermittler, könne der parkinsonkranke Mann unmöglich allein bewerkstelligt haben.

Peter Stäheli selbst ist noch nicht vernehmungsfähig. Er liegt noch immer im Dämmerzustand im Kantonsspital. Er ist ansprechbar, aber phantasiert. Spricht sehr undeutlich. Und er sieht Dinge durch sein Spitalzimmer fliegen. Noch immer sind zwei Polizeibeamte vor Ort. Der behandelnde Arzt ist zuversichtlich, dass der Vater wieder zu vollem Bewusstsein kommt. Aber sicher ist nichts. Noch ist er nicht ausser Lebensgefahr. Die Dosis an Tabletten, die er geschluckt hat, muss sehr, sehr hoch gewesen sein. Am nächsten Tag wird er in die geschlossene Abteilung der kantonalen psychiatrischen Klinik überführt. Intensiv-Pflegestation B1. Fürsorgerische Unterbringung. Noch immer lässt Peter Stäheli Ärzte und Pflegepersonal wissen: «Ich werde es gleich wieder tun.»

Eine Woche später. Samstag, 18. April 2015. Psychiatrie Baselland in Liestal. Ein fünfstöckiger grauer Betonklotz auf Stelzen. Im Garten ein kleines Café mit einfachen Tischen unter Sonnenschirmen. Ganz am Rand in einer der Ecken sitzen Peter Stäheli, Sohn Patrick und Freundin Karin. Alle essen Eis. Es wird gelacht. Entspannte Stimmung. Ein idyllisches Bild. Und ein Hauch von Normalität. Peter Stäheli freut sich, mich zu sehen. Er ist wieder fast klar im Kopf. Es geht ihm von Tag zu Tag besser. Und er kann sich an alles erinnern. Bis zu dem Moment, als er an jenem Abend vor einer Woche selbst die Tabletten schluckte – «doppelt so viel wie die Mami» – und einschlief. Was danach passierte, ist ein schwarzes Loch. Bald wird die Polizei auch ihn vernehmen. Vater und Sohn gehen die wichtigsten Fragen durch: «Hat Mami die Tabletten selbst genommen?» – «Ja.» – «Ist sie im Bett gestorben?» – «Ja.» – Woher dann die Schleifspuren?» – «Nachdem sie tot war, habe ich sie an den Achseln genommen und versucht, höher ins Bett zu legen.» – «Wofür der Müllsack?» – «Den hatte ich mir über den Kopf gezogen. Blöderweise muss ich ihn wieder weggenommen haben, bevor ich einschlief.» – «Wie kamst du in den Flur, wo dich die Polizei gefunden hat?» – «Ich weiss es nicht.» Der Vater ist müde. Sohn und Freundin bringen ihn hoch auf sein Zimmer. Beide müssen am nächsten Tag zurück nach Köln.

Patrick hatte sich bei der Arbeit in Köln abgemeldet. Den Vater eine Woche lang täglich in der Klinik besucht. «Das ist jetzt unsere Zeit», sagt Patrick. Noch nie habe er sich mit seinem Vater so verbunden gefühlt. «Papa hat sich immer zurückgenommen. Er hat sein Leben lang das Parkett verlegt, auf dem meine Mutter Ballett tanzen konnte», beschreibt Patrick die Ehe der Eltern. «Aber jetzt kann ich für Papa da sein. Er kann sich jetzt fallen lassen.» Wie es genau weitergeht, ist noch unklar. Aber Vater und Sohn haben eine Abmachung: «Wir werden noch ein Chateaubriand essen und dazu ein Bier trinken, in Freiheit.»

Einen Tag später. Sonntag, 19. April. Zu Besuch bei Peter Stäheli. Auf der geschlossenen Psychiatrie B1. Erstmals treffe ich den Vater allein, ohne Sohn. An seinem Freitodplan hält er fest. «Ich bin ein gestorbener Mann», sagt er, «mich gibt es nicht mehr.» Vor vier Tagen wäre seine Frau 71 Jahre alt geworden. «Ich habe viel geweint.» Nicht ihr Tod schmerzt ihn, sondern dass er nicht mit ihr gehen konnte. «Immerhin konnte ich meine Frau vor ihrer grössten Sorge, allein zu überleben,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

bewahren», sagt er. «Ich habe mein Versprechen ihr gegenüber eingehalten. » Nun will er so schnell wie möglich hinterher. «Ich vermisse sie. Unsere Ehe ist ein 49 Jahre altes Kunstwerk, und das darf man nicht auseinanderreißen.»

Peter Stäheli will nun über die Sterbehilfeorganisation Exit in den Freitod gehen. Doch dafür muss er raus aus der geschlossenen Psychiatrie. Aber solange dort die Ärzte annehmen müssen, dass Stäheli sich weiterhin das Leben nehmen möchte, können sie ihn nicht entlassen. Also muss er sich taktisch schlau verhalten. Gegenüber den Ärzten tut Stäheli nun so, als habe er seinen Plan, sich das Leben zu nehmen, aufgegeben. Zum Abschied spielen wir eine Partie Tischtennis. Neben uns am Tisch taucht plötzlich ein Bär von einem Menschen auf. «Ich mach den Schiedsrichter», murmelt der Riese immer wieder monoton und starrt ins Leere. Stäheli lässt sich nichts anmerken. Er lächelt. Grade eben hat er wieder einen Ball platziert, für mich unerreichbar. Seine Vision, mithilfe von Exit sterben zu können, scheint seine Lebensgeister zu wecken.

Wieder eine Woche später. Sonntag, 26. April 2015. Peter Stäheli ist der Freiheit und damit seinem Tod ein kleines Stückchen näher gekommen. Vor ein paar Tagen ist er in die offene Psychiatrie verlegt worden. Jetzt kann er sich kurz von der Klinik entfernen, er muss sich nur abmelden. Zum zweiten Mal plant Stäheli seinen Abgang. «Ich bin jetzt beim Auslaufen wie nach einem 100-Meter-Lauf», sagt er. Anruf bei der Sterbebegleiterin von Exit. Anruf beim Hausarzt. Der verspricht, noch am gleichen Tag die Krankenakte an Exit zu schicken. Es kann Peter Stäheli gar nicht schnell genug gehen. Doch wird Exit ihn gehen lassen? Ihm das Rezept für das tödliche Natrium-Pentobarbital ausstellen? Darüber müssen noch eine Psychiaterin und ein Vertrauensarzt entscheiden.

Eine Todesanzeige erscheint in der Basler Zeitung. «Mit grosser Trauer nehmen wir Abschied von Edith Stäheli.» Darunter die Angehörigen, an erster Stelle der Ehemann, dann Sohn Patrick und seine Freundin. Freunde und Bekannte, die nicht in den Plan der Stähelis eingeweiht waren und jetzt die Todesanzeige lesen, haben kaum eine Chance, Peter Stäheli zu erreichen. Die Wohnung ist noch immer versiegelt, das Handy beschlagnahmt, eine neue Handynummer unbekannt. Der Witwer Stäheli –

verschollen. Ihm ist das egal. «Ich habe abgeschlossen. Das Bittere für mich: Edith ist schon in der Urne, und ich bin noch immer da.»

Das Warten auf Termine verbringt Peter Stäheli in der Psychiatrie mit Schachspielen, viel Schlafen und ein bisschen Tischtennis. Und er lernt bügeln. «So muss ich nicht malen oder schnitzen. Das ist nichts für mich.» Mitte Mai wird sein Antrag auf Entlassung aus der Psychiatrie bewilligt. Offiziell wird Stäheli zum Sohn nach Köln ziehen. Sein inoffizieller Plan: Sobald er von Exit den Termin hat, will er noch für eine Woche zum Sohn nach Köln. Und dann aus dem Leben scheiden. Im Sterbezimmer von Exit, in Zürich.

29. Mai 2015. Letzter Besuch in der Psychiatrie in Liestal. Peter Stäheli ist freudig aufgekratzt. Er darf sterben. Exit hat der Freitodbegleitung zugestimmt. Den Ärzten in der Psychiatrie hat er ein Schnippchen geschlagen. «Ich hatte grosse Zweifel, ob Exit mich nimmt. Ich könnte vielleicht noch zehn Jahre leben, aber Exit hilft mir jetzt, in einem Stadium, in dem meine weitere gesundheitliche Entwicklung absehbar ist, den Weg abzukürzen.» Stäheli hat bereits einen Termin für das «geordnete Einschlafen», wie er es nennt. Am 6. Juni werden er und sein Sohn mit dem Zug von Köln nach Zürich reisen. Dort hat Exit ein Sterbezimmer. Wieder steht der Abschied kurz bevor.

Am 3. Juni 2015 ein Anruf von Patrick. «Papa hat den Termin um einen Monat verschoben, auf den 4. Juli.» Der Anwalt von Peter Stäheli hat ihn in Köln erreicht und ein Problem gemeldet: Wenn Stäheli im Juni stürbe, könnte die Wohnung nicht rechtzeitig zum 1. Juli auf den neuen Eigentümer überschrieben werden, sondern fiel zunächst dem Sohn als Alleinerben zu. Peter Stäheli muss also den 1. Juli noch erleben, sonst verzögert sich alles. Dem neuen Eigentümer will er keine Probleme bereiten. Aus Rücksicht und Pflichtgefühl verschiebt Peter Stäheli seinen Todestag. «Jetzt, mit der Gewissheit, in den sicheren Tod gehen zu können, kommt es auf diesen einen Monat nicht mehr an», sagt er. Stäheli will es allen recht machen. So gut er kann. Patrick freut sich. Er hat seinen Vater einen Monat länger. In Köln hat er ihm ein Appartement gemietet.

Mitte Juni. Einmal noch reisen Vater und Sohn in die Schweiz. Nach Pratteln. Die Wohnung ist inzwischen wieder freigegeben. Vater und Sohn bereiten die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Räumung vor. Lauter grüne und rote Punkte kleben an den Möbeln. Alles, was einen grünen Punkt hat, wird der neue Eigentümer übernehmen. Die wenigen Möbel mit einem roten Punkt nimmt der Sohn. Den Rest wird ein Räumungsunternehmen in zwei Tagen entsorgen. Patrick Stäheli muss sich nun von seinem Elternhaus verabschieden. Von der Wohnung, in der er aufgewachsen ist. Er ist völlig am Ende, steht neben sich. Kopfweh. Die Situation schlägt ihm auf den Magen. Peter Stäheli ist bester Laune. Packt Kleidung von sich und seiner Frau umständlich in Kartons. Jeden seiner 40 Anzüge bestaunt der Vater ausgiebig. «Wahnsinn, dieser Anzug. Praktisch nie getragen», ruft er aus dem Schlafzimmer. Aufgekratzt kommt er mit einem schneeweissen Stoffanzug über dem Arm angelaufen: «Schaut mal. Irre. So etwas findet ihr heute nirgendwo mehr.» Patrick sagt nichts. Verdreht die Augen. Ihm ist schlecht. Es bleiben ihm nur wenige Stunden, um zu entscheiden, was ihm wichtig ist und was nicht. Er hat Angst, etwas Wichtiges zu übersehen. Zwischendurch stösst er in Schränken und Schubladen auf kleine persönlichen Nachrichten seiner Mutter. «Lieber Patrick, hier meine geliebten Sonnenbrillen. Herzlichst, Mama», steht auf einem kleinen Zettel geschrieben. Völlig erschöpft steigen er und der Vater am nächsten Tag ins Auto und fahren nach Köln. Das Kapitel Pratteln ist damit abgeschlossen.

Per Handy schickt Patrick Fotos aus Köln. Darauf zu sehen der Vater, lachend mit dem Enkel. Oder: Vater und Sohn Arm in Arm in Köln. Momente von Glück und Harmonie. Mit Ablaufdatum. «Tief in mir habe ich noch immer die Hoffnung, dass unser Zusammensein in Köln Papa zur Umkehr bewegen könnte», sagt der Sohn am Telefon. Aber er weiss, dass sein Hoffen vergeblich ist. Der Vater macht klar: «Ich habe eine Abmachung mit der Mami.» Einmal mehr bleibt dem Sohn nur der Versuch, den Sonnenuntergang zu geniessen.

Samstag, 4. Juli 2015. 12 Uhr 02. Bahnhof Zürich. Ein Sommertag wie aus dem Bilderbuch. Und der letzte Tag im Leben von Peter Stäheli. Vater und Sohn steigen aus dem Zug. Im Zug haben die beiden noch ein Glas Sekt getrunken. Peter Stäheli lächelt gelöst. Als wäre dies ein ganz normaler Tag. Die Vorstellung, dass dieser Mann noch an diesem Nachmittag tot sein wird, erscheint grotesk. Patrick und ich bemühen uns, Haltung zu bewahren. Auf dem Weg zu Exit suchen wir noch eine

Parkbank. Sitzen. Sammeln. Patrick lehnt seinen Kopf an die Schulter seines Vaters. Schliesslich drängt Peter Stäheli zum Aufbruch. In einem unscheinbaren Haus in einem ruhigen Zürcher Wohnviertel empfängt uns die Sterbebegleiterin. Aussen kein Hinweis darauf, dass dies ein besonderer Ort ist. Noch einmal muss Peter Stäheli erklären, dass er sterben möchte. Eine letzte Unterschrift, dann gibt ihm die Sterbebegleiterin ein Mittel, das den Magen beruhigen soll. Warten, bis das Mittel wirkt. Zwanzig Minuten, die zu einer Ewigkeit werden. Peter Stäheli wirkt völlig entspannt. Dann sagt die Sterbebegleiterin, er könne nun jederzeit ins Zimmer nebenan gehen. Dort steht ein frisch bezogenes Bett. «Gehen wir», sagt Peter Stäheli. Die letzten Umarmungen. Und viele Tränen. Dann reicht der Vater dem Sohn seine Brille, die Brieftasche und fischt noch einen Kugelschreiber aus der Hosentasche. «Den brauche ich jetzt nicht mehr.» Das Glas mit dem tödlichen Natrium-Pentobarbital leert Peter Stäheli in einem Zug, auf der Bettkante. Zwei bis drei Minuten später setzt die Wirkung ein. «So, jetzt», sagt er, legt sich hin und fällt in einen komatösen Tiefschlaf. Um 14 Uhr 18 ist Peter Stäheli tot. Friedlich eingeschlafen. Seiner Frau hinterhergereist.

Basel, drei Wochen später. Ein sonniger Vormittag. In der Mitte des Rheins stoppt die kleine Fähre. Patrick Stäheli öffnet zwei tönernen Urnen. Er lässt die Asche von Edith und Peter Stäheli in den Rhein gleiten. Dann streut er weisse Blütenblätter. Vielleicht werden Asche und Blütenblätter in ein paar Tagen an Köln vorbeitreiben. «Hoffentlich bleiben wir nicht am ersten Brückenpfeiler hängen», hatte Edith Stäheli damals bei unserem ersten Treffen gesagt, und gekichert.

Das Todesurteil

Der Amerikaner Glenn Ford saß fast sein halbes Leben unschuldig in der Todeszelle. Der Staatsanwalt gibt nun einen fatalen Fehler zu, unter dem er seit Jahren leidet. Der Fall legt ein großes Problem des US-Justizwesens offen

Von Tina Kaiser, Welt am Sonntag, 04.10.2015

Als sie an einer Tankstelle vorbeifahren, die frittiertes Hühnchen und "Krispy Kreme"-Donuts verkauft, bittet Glenn Ford seinen Anwalt anzuhalten. Das erste genießbare Fleisch, der erste Donut seit 29 Jahren, drei Monaten und fünf Tagen. Seit er für diesen Mord verurteilt wurde, den er nicht begangen hatte. Damals war noch Ronald Reagan Präsident der Vereinigten Staaten.

Der Anwalt, ein dicklicher Mann Anfang 60 mit weißen Haaren und einem speckigen Trenchcoat, bremst ab, parkt den Wagen, steigt aus und läuft auf die Tankstelle zu. Er dreht sich um, Ford sitzt noch im Auto.

"Hey, wo bleibst du?"

Ford guckt ihn an, als verstehe er die Frage nicht. Er trägt noch seine Gefängnisklamotten, seine weiße Wollmütze, ein weißes T-Shirt, ein Jeanshemd und Jeanshose. Er ist jetzt 64. Er saß fast sein halbes Leben in der Todeszelle. Wann immer er in dieser Zeit durch eine Tür ging, hatte jemand anderer sie für ihn geöffnet. Heute Morgen, als er seine Zelle zum letzten Mal verließ. Auch wenig später, als er durch das schwere Stahltor eines Hochsicherheitsgefängnisses in die Freiheit trat. Und an all den anderen Tagen davor. Nun sitzt er in einem Auto an einer Tankstelle, aufgeregt und hungrig, und wäre nie auf die Idee gekommen, die Autotür selber aufzumachen. Da begreift er, dass es nicht einfach wird, dieses neue Leben. Es ist März, 2014.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Etwas mehr als ein Jahr später, im Sommer dieses Jahres, liegt Ford im Haus eines Freundes in New Orleans, in einem Zimmer mit wenig Tageslicht. Von dem, der er mal war, breitschultrig, bullig, ist nicht mehr viel übrig. Er ist abgemagert bis aufs Skelett, und es spielt keine Rolle mehr, dass er an jenem Frühlingstag zum ersten Mal seit neun Jahren die Sonne auf seiner Haut spürte, das Gefängnis mit zwei kleinen Pappkartons verließ, Fotos und Medikamente darin, und mit zwei Umschlägen. Dass dies alles war, was er noch besaß, die Kartons, seine Entlassungspapiere und eine Geldkarte mit 20,04 Dollar. Inzwischen kann er das Bett kaum noch verlassen. Auf einem Tischchen neben seinem Bett liegen seine Medikamente, ein Sauerstoffgerät, Windeln und eine Packung Camel, filterlos, er hat ja nichts mehr zu verlieren.

Zweieineinhalb Wochen später ist er tot, Lungenkrebs. Und ein einst erfolgreicher Staatsanwalt namens Marty Stroud ist nun ein Mann, der jahrzehntelang vergebens nach Erlösung gesucht hat. Er weiß, er wird seinen Fehler nicht mehr gutmachen können.

Es sind nur wenige Fälle bekannt, in denen in den USA jemand ähnlich lange unschuldig in der Todeszelle saß wie Glenn Ford. Nie hat ein Staatsanwalt, der dafür verantwortlich ist, seine Schuld öffentlich eingestanden. Ford, schrieb der Staatsanwalt vor ein paar Monaten in einer Lokalzeitung, hätte niemals ins Gefängnis gehen dürfen.

Obwohl dieser Fall einzigartig ist, sagt er viel über ein amerikanisches Problem aus.

Derzeit warten in amerikanischen Gefängnissen mehr als 3000 Männer und Frauen auf ihre Exekution. Doch jedes Jahr werden in den USA mehr Häftlinge nachträglich freigesprochen - weil sie für etwas ins Gefängnis kamen, was sie nicht getan hatten. Seit 2002 wurden 115 Häftlinge aus der Todeszelle entlassen, nach Jahren oder Jahrzehnten. Im vergangenen Jahr waren es sechs Todeskandidaten und 119 andere Häftlinge. Alle drei Tage kommt also irgendwo in Amerika ein Unschuldiger aus dem Gefängnis frei. Der Grund, in vielen Fällen: Seit es DNA-Tests gibt, lässt sich ihre Unschuld besser beweisen.

Glenn Fords Fall ist gut dokumentiert. Es gibt Hunderte Seiten Gerichtsakten, es gibt Anwälte, Freunde und Krankenschwestern Fords, mit denen man sprechen kann.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Auch Ford und der Staatsanwalt Stroud haben ihre Geschichte bis vor Kurzem erzählt. Bis der eine nicht mehr sprechen konnte und der andere nicht mehr sprechen wollte. Es war ein Mord, begangen im Jahr 1983, der die Leben dieser beiden Männer erst zusammengebracht und sie dann zerstört hat.

Diese Leben beginnen fast zeitgleich und am selben Ort. Ford und Stroud sind in Shreveport geboren, einer Stadt im Norden Louisianas, 500 Kilometer nordwestlich von New Orleans. Ford am 22. Oktober 1949, Stroud am 22. August 1951. Doch es gibt einen entscheidenden Unterschied: Ford ist schwarz, Stroud ist weiß. Und damals ist die Rassentrennung noch in Kraft.

Seit dem Ende der Sklaverei hat sich im südlichen Teil der USA nicht viel getan.

Den Weißen gehört das Land, sie besuchen die guten Schulen, studieren und besetzen die wichtigsten Posten in Politik und Wirtschaft.

Schwarze haben kein Wahlrecht. Und sie können froh sein, wenn sie überhaupt eine Schule besuchen. In die weißen Stadtteile fahren sie nur zum Arbeiten.

Shreveport ist eine der wenigen Städte, in denen die US-Regierung nach dem Civil Rights Act von 1964 einschreiten muss, um die gleichen Wahl- und Bürgerrechte für Schwarze wenigstens ansatzweise umzusetzen. Die lokalen Behörden weigern sich. Weiße Eltern gründen Privatschulen, damit ihre Kinder auch weiter ohne Kontakt zu Schwarzen aufwachsen. Die Polizei nimmt Schwarze wegen "Erregung öffentlichen Ärgernisses" fest, wenn sie sich neben Weiße in die Bushaltestelle setzen.

Ansel Martin Stroud III kommt aus einer angesehenen Familie in Shreveport. Sein Großvater Ansel Martin Stroud I besitzt einen Lebensmittelmarkt und Farmland. Sein Vater Ansel Martin Stroud II hat sich als Generalmajor der Louisiana National Guard einen Namen gemacht. Und Ansel Martin Stroud III, einer von vier Söhnen, besucht eine gute Schule, besteht mit Auszeichnung 1976 sein Juraexamen, seine Karriere verläuft gradlinig. Referendariat am Gericht, Assistent der Staatsanwaltschaft, 1983 wird er zum Staatsanwalt des Regierungsbezirks ernannt, zu dem Shreveport gehört. Auch privat findet Stroud sein Glück, 1975 heiratet er. Die Ehe bleibt kinderlos, aber beständig.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ford lernt das Leben von einer anderen Seite kennen. Seine Mutter stirbt kurz nach seiner Geburt, sein Vater hat einen schweren Unfall und kann sich nicht um die Kinder kümmern. Also wachsen Glenn und seine beiden älteren Geschwister bei ihrer Großmutter im Süden Kaliforniens auf. Ford besucht die Highschool, schafft die Hochschulreife. Er beginnt eine Ausbildung, bricht sie ab, schlägt sich mit Gelegenheitsjobs durch. Er lernt eine Frau kennen, sie hat schon zwei Söhne. Zusammen bekommen sie zwei weitere Söhne. Das Geld ist immer knapp, Ford beginnt zu klauen und Drogen zu verkaufen. Als die Polizei hinter ihm her ist, beschließt Ford, eine Weile zu verschwinden. Er verlässt seine Familie in Kalifornien und zieht zu seinem Vater nach Shreveport. Da ist es 1980.

Er tut sich schwer, Freunde in Shreveport zu finden. Er geht in Nachtclubs, reißt Frauen auf, hat Liebschaften, nichts Festes. Er jobbt in einem Sandwichshop und hilft weißen Hausbesitzern bei der Gartenarbeit. Isadore Rozeman zum Beispiel. Der 58-Jährige lebt in einem kleinen, weißen Holzhaus mit einer in den Südstaaten so typischen Veranda vor der Eingangstür. Im Erdgeschoss hat er einen Laden eingerichtet, er kauft und verkauft Schmuck und Porzellan. Ford mäht regelmäßig Rozemans Rasen, jätet seine Beete, stutzt die Hecke.

Am 5. November, einem Samstagnachmittag, treffen ab 15.24 Uhr mehrere Polizisten in Rozemans Haus ein. Sie finden ihn hinter dem Verkaufstresen, auf dem Bauch liegend, in einer Blutlache. Seine Hosentaschen sind nach außen gestülpt, neben seinem Kopf liegt seine Brille und eine Pistolenkugel, Kaliber 38. Hinter dem rechten Ohr hat Rozeman ein Einschussloch, glatter Durchschuss. Einer der Beamten fasst Rozeman ans Handgelenk. Kein Puls, schreibt er später in seinen Bericht.

Ein Mann hatte die Polizei alarmiert, auf den es später noch ankommen wird: ein Dr. Abdul Ebrahim. Er war die Stufen zu Rozemans Haus hinaufgestiegen, hatte durch die offen stehende Tür gesehen, dass Schmuckstücke und zerschlagenes Porzellan auf dem Boden lagen und war zu einem Blumenladen in der Nachbarschaft gelaufen, um die Polizei anzurufen.

Die nimmt sofort die Ermittlungen auf.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Drei Nachbarn sagen aus, den Gärtner von Rozeman in der Mittagszeit in der Nähe des Tatorts gesehen zu haben. Die Polizisten fangen an, nach Ford zu fahnden. Ford hört davon. Gegen zwei Uhr nachts meldet er sich bei der Polizei. Er erzählt, er sei am Morgen bei einer Freundin gewesen und habe dann einen Kumpel namens O.B. getroffen. Gemeinsam seien sie gegen Mittag zu Rozeman gegangen, um ihn nach Arbeit zu fragen. Doch Rozeman hatte keine. Den restlichen Tag sei er, Ford, allein zu Hause gewesen, bis abends sein Vater kam. Die Polizei macht Fotos von Ford, nimmt seine Fingerabdrücke und untersucht seine Hände auf Schmauchspuren hin. Dann darf er gehen.

In den folgenden Tagen klappern die Ermittler die Pfandleiher in der Gegend um Rozemans Haus ab. Bei einem, rund zehn Minuten zu Fuß entfernt vom Tatort, werden sie fündig. Am Nachmittag des Mordtages hat ein Mann einen Reisewecker, einen Silberring, ein silbernes Armband und eine Taschenuhr abgegeben. Es sind Sachen, die Rozemans Mörder mitgenommen haben. Auf der Quittung über 24 Dollar steht ein Name: Glenn Ford. Die Unterschrift wird von einem Experten später eindeutig als Fords Handschrift identifiziert.

Am Dienstag, den 8. November, wird Ford festgenommen. Er gesteht jetzt, sein Bekannter O.B. habe ihm die Wertsachen am Nachmittag des Mordes gegeben und gebeten, sie zum Pfandleiher zu bringen. Ford behauptet, er habe keine Ahnung, woher der Schmuck stammt. Er wisse auch nicht, wie O.B. mit richtigem Namen heiße und wo er wohne. Er bleibt in Untersuchungshaft, die Beamten ermitteln weiter.

Am Freitag, den 11. November, schreibt einer der leitenden Beamten dann einen Bericht, der eigentlich gut ist für Ford. Demnach haben zwei Informanten unabhängig voneinander ausgesagt, die Brüder Jake und Henry Robinson, zwei stadtbekanntes Drogendealer, hätten den Raubmord an Rozeman begangen. Ford sei nicht dabei gewesen. Wer die Informanten sind, steht nicht in den Akten.

Am selben Tag wird Ford erneut verhört. Die Beamten legen ihm Bilder der Robinson-Brüder vor. Ford identifiziert Henry Robinson als seinen Kumpel O.B. Er gibt den Polizisten den entscheidenden Tipp, die Robinsons seien zu Verwandten geflüchtet, in einen Vorort von Shreveport. Jake Robinson wird sofort festgenommen, sein Bruder ein paar Monate später. Bei ihm finden Polizisten zwei schussichere

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Westen, Handschellen, ein Messer und Manschettenknöpfe, die die Mörder des Juweliers Rozeman mitgenommen haben. Die Mordwaffe finden sie nicht.

Gut eine Woche nach dem Mord, am 13. November, wird Ford erneut verhört. Diesmal gibt er zu, die Robinson-Brüder hätten ihm von dem geplanten Raub bei Rozeman erzählt und ihn aufgefordert, mitzumachen. Er habe abgelehnt. Der Polizei habe er vorher nicht sagen wollen, aus Angst vor den Robinsons, aus Angst um sein Leben. Die Brüder gelten als gefährlich, auf der Straße erzählt man sich, sie hätten schon mehrere Morde begangen.

Die Monate vergehen, Ford sitzt in Untersuchungshaft. Dann befragt die Polizei Jake Robinsons Freundin, Marvella Brown. Sie sagt, Ford sei am Tag des Mordes gegen 12 Uhr mittags in ihr Apartment gekommen und habe Jake und Henry gefragt, ob die "Sache noch steigt". Wenig später hätten die Robinsons mit Ford die Wohnung verlassen. Um 15 Uhr seien sie zurückgekehrt mit einem Beutel voller Juwelen. Ford habe eine 22-Kaliber-Pistole bei sich gehabt, Jake Robinson einen 38-Kaliber-Revolver, eine Waffe jenes Kalibers also, mit dem Rozeman erschossen wurde.

Der Fall landet auf dem Schreibtisch des Staatsanwalts Marty Stroud. Am gleichen Tag werden Glenn Ford, Jake und Henry Robinson wegen Mordes an Isadore Rozeman angeklagt.

Marty Stroud ist heute, 31 Jahre später, ein Mann mit tiefen Augenringen, seine Schultern hängen, er spricht mit dünner Stimme. Aus einem selbstsicheren, erfolgsverwöhnten Staatsanwalt ist ein gebrochener Mann geworden. Stroud leidet an einer unermesslichen Schuld. Er hat deshalb den Beruf gewechselt. Er ist jetzt Anwalt, er klagt nicht mehr an, er verteidigt. Er sagt, dass Ford niemals hätte ins Gefängnis gehen dürfen.

Er war es, der Glenn Ford als Haupttäter angeklagt hat. Warum, das ist bis heute sein Geheimnis, Stroud sagt dazu nichts.

Die Robinson-Brüder waren als gewalttätig bekannt, sie hatten ein langes Vorstrafenregister. Auch sonst wirkt im Rückblick vieles derart merkwürdig, dass man Strouds schlechtes Gewissen gut nachvollziehen kann.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Jury wählt er so, dass alles für ihn laufen muss. Von den möglichen Geschworenen sortiert er alle sechs schwarzen Kandidaten aus, mit teils hanebüchenen Begründungen. Einen schmeißt er aus der Jury, weil der innerhalb von zehn Jahren dreimal den Job gewechselt hat. Das haben zwei weiße Jurymitglieder auch getan, doch gegen die hat Stroud nichts. Der zuständige Richter genehmigt Strouds Auswahl.

So läuft es in jener Zeit oft, wenn ein Gericht nach Geschworenen sucht, nicht nur in Shreveport. Die Hautfarbe entscheidet damals nicht nur darüber, wer in einer Jury sitzt, sondern auch, wer verurteilt wird. Eine Studie des US-Rechnungshofes aus dem Jahr 1990 kommt zu dem Schluss, dass in 82 Prozent der Prozesse die Rassenzugehörigkeit des Opfers eine große Rolle spielt. Wer einen Weißen ermordet, wird in den USA viel eher zum Tode verurteilt als wer einen Schwarzen ermordet. Bis zum heutigen Tag wurde im Bundesstaat Louisiana nur einmal ein Weißer zum Tod verurteilt, der einen Schwarzen umgebracht hat. Das war im Jahr 1952.

Dazu kommt, dass Fords Anwalt, ein Pflichtverteidiger, ziemlich ahnungslos ist. Paul Lawrence hat vor allem für die Ölbranche gearbeitet. Zweimal hat er Angeklagte in einem Kriminalfall verteidigt, beide Prozesse hat er verloren. Mit Kapitalverbrechen wie Mord hat er keine Erfahrung, vor einer Jury stand er noch nie.

Als der Prozess beginnt, erklärt Lawrence, dass Ford den Mord nicht begangen haben kann. Der Gerichtsmediziner hatte in seinem Bericht geschrieben, Rozeman sei zwischen 14 und 15 Uhr umgebracht worden. Zeugen wollen Ford mehr als eine Stunde davor in der Nähe von Rozemans Haus gesehen haben. Außerdem hatte Dr. Abdul Ebrahim, der Rozeman um kurz nach 15 Uhr tot aufgefunden hatte, ausgesagt, er habe noch um 14.30 Uhr mit Rozeman telefoniert. Der Mord, so schließt der Anwalt, müsse zwischen 14.30 und 15 Uhr passiert sein. Da war Ford längst nicht mehr in der Nähe des Tatortes.

Später nimmt er Strouds wichtigste Zeugin ins Kreuzverhör: Marvella Brown, die Freundin eines der beiden Robinson-Brüder. Er hält ihr widersprüchliche Aussagen aus dem Polizeiprotokoll vor. Am Ende des Verhörs gibt Brown zu: "Ich habe das Gericht angelogen. Alles war gelogen."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Stroud hat nun ein Problem. Er hat keine Tatwaffe, und er hat auch keine Augenzeugin mehr, die Ford mit dem Mord in Verbindung bringt. Was er hat, sind drei vermeintliche Experten: einen Polizisten, einen Ballistiker und einen zweiten Pathologen, den er besorgt hat.

Der Polizist ist kein ausgebildeter Fingerabdruck-Gutachter, er hat noch nie als solcher vor Gericht ausgesagt. Er zeigt der Jury eine Papiertüte mit Schmauchspuren, die am Tatort gefunden wurde. Damit wurde vermutlich die Tatwaffe gehalten, um darauf keine Spuren zu hinterlassen. Er habe auf der Tüte einen Teil eines Fingerabdrucks sichergestellt. Um den Täter eindeutig zuzuordnen, reicht der Abdruck nicht. Aber das stört Stroud nicht.

Der Ballistiker erklärt der Jury, er habe einen, ja tatsächlich einen einzigen Schmauchspur-Partikel an Fords Hand gefunden. Das sei Beweis, dass Ford die Pistole abgefeuert hätte. Dass dieser Partikel auch im Polizeipräsidium - einem Ort voller Waffen - an Fords Hand gekommen sein kann, erwähnt er nicht.

Der Pathologe muss Strouds größtes Problem aus dem Weg räumen: dass der Rechtsmediziner am Tatort zu dem Schluss gekommen war, Rozeman sei zwischen 14 und 15 Uhr gestorben. Strouds Pathologe hat, anders als der Kollege, Rozemans Leiche nie gesehen. Er kennt nur Fotos und Videoaufnahmen vom Tatort. Trotzdem sagt er, er sei ohne Zweifel: Als die Polizei Rozemans Leiche um 15.24 Uhr fand, sei der Mann "mehr als eine und vermutlich mehr als zwei Stunden tot" gewesen.

Stroud hat den Pathologen für sein Gutachten bezahlt. Fords Anwalt hat für so was kein Geld. Ihn treibt der Prozess beinahe in die Insolvenz. Er wird am Ende vom Staat Louisiana 675 Dollar für 256,6 Arbeitsstunden bekommen. Das entspricht einem Stundenlohn von 2,63 Dollar.

Ford selbst sagt während des Prozesses kein Wort. Sein Verteidiger hat ihm dazu geraten. Er wird jeden Tag von Gerichtsbeamten in Fußfesseln auf die Anklagebank gebracht und hört ungläubig zu, was passiert. Viele Jahre später wird er sagen, er habe bis zum letzten Prozesstag geglaubt, dass jemand in den Saal springt und "April, April" ruft. Die Dinge wenden sich gegen ihn. Immer mehr, je länger der Prozess läuft. Und weder er noch sein Anwalt wissen von den beiden anonymen Zeugen aus

dem Polizeibericht, die gesagt haben, die Robinson-Brüder hätten den Mord begangen. Die Polizei und der Staatsanwalt Stroud haben sie verschwiegen. Also werden sie im Prozess nicht als Zeugen gehört.

Am 26. Februar 1985 wird Ford zum Tode verurteilt. Die Klagen gegen die Robinson-Brüder werden fallen gelassen.

Ford steht unter Schock. Er ahnt nicht, wie viele rechtliche Mittel ein Verurteilter bis zum Exekutionstermin ausschöpfen kann, um die Zeit bis zum Tod in die Länge zu ziehen. Er denkt, er wird in wenigen Monaten sterben.

Stroud, der Staatsanwalt, geht mit Kollegen und Freunden in eine Kneipe und feiert. Für einen Staatsanwalt in Louisiana ist eine Verurteilung zum Tod wie ein Ticket zur Beförderung. Mit jedem Todesurteil steigt die Chance, eines Tages Richter zu werden.

Als sich Stroud an seinen Schreibtisch setzt und seinen Brief beginnt, sind 30 Jahre und 20 Tage vergangen seit dem Urteil. Die Sache hat ihn nicht in Ruhe gelassen, sie hat in ihm gearbeitet, ihn verändert. Er weiß, er hat einen fatalen Fehler gemacht. Er hätte genügend Möglichkeiten gehabt, Jahrzehnte, um zu reden, die Sache klarzustellen. Jetzt geht es nicht mehr anders, er muss es tun. Er muss diesen Brief schreiben. Er wird ihn an die "Shreveport Times" schicken, die Lokalzeitung. Die wird ihn abdrucken. Vielleicht wird ihm das etwas von seiner Last nehmen, an der er seit Jahrzehnten trägt.

Stroud schreibt, vier DIN-A4-Seiten lang.

Er schreibt: "Im Jahr 1984 war ich 33 Jahre alt. Ich war arrogant, narzisstisch und selbstgerecht. Gerechtigkeit hat mich nicht interessiert, ich wollte gewinnen. Nach dem Todesurteil im Ford-Prozess bin ich mit Leuten feiern gegangen und habe ein paar Runden ausgegeben. Das ist krank."

Er schreibt, dass Ford mit seinem Pflichtverteidiger nie eine Chance hatte.

Er schreibt, dass es damals schon klare Hinweise gab, dass die Robinson-Brüder die Täter gewesen sein müssen. Dass er einen einfachen Prozess wollte und es ihm nicht passte, diesen Hinweisen nachzugehen. Dass er die Schuld an einem Urteil trägt, das Ford rund 30 Jahre seines Lebens gekostet hat.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Ich schließe diesen Brief mit der Hoffnung", schreibt Stroud, "dass das Schicksal mehr Gnade für mich hat als ich für Glenn Ford hatte. Aber ich bin mir darüber im Klaren, dass ich keine Gnade verdiene."

Es ist das erste Mal, dass er sich öffentlich zu diesem Fall äußert. Und seine Selbstanklage hat es in sich. Nie hat ein Staatsanwalt so direkt das Justizsystem angegriffen, so schonungslos Fehler eingeräumt, so ehrlich Zweifel an der Rechtsstaatlichkeit und Fairness des Justizapparats geäußert. Stroud gibt Fernseh-, Radio- und Zeitungsinterviews, er tut Buße. Er redet und es scheint, als würde er nie wieder damit aufhören. Als hätte er ein Ventil geöffnet, das nicht mehr zu schließen ist. Ein paar Wochen später will er plötzlich nicht mehr. Ein Interview in seinem Büro, das er der "Welt am Sonntag" zugesagt hatte, verschiebt er immer wieder, Wochen später lässt er seine Sekretärin ausrichten, er habe einfach keine Zeit. Er sagt schließlich zu, wenigstens Fragen per E-Mail zu beantworten, lässt aber viele unbeantwortet. Vor allem die heiklen.

Sein offener Brief, die Interviews, ein Treffen mit Ford haben ihm nicht die erhoffte Erlösung gebracht. Stattdessen feinden ihn Kollegen an, er ist nun ein Nestbeschmutzer. Vor seinem offenen Brief galt er als exzellenter Verteidiger. Aber wer will sich von dem Anwalt vertreten lassen, der Glenn Ford auf dem Gewissen hat? Er hatte auf Vergebung gehofft und Morddrohungen bekommen.

Ein Metallbett mit einer dünnen Matratze, eine Toilette, ein Waschbecken. Fünf Quadratmeter, drei Wände, zum Gang hin ist Fords Zelle durch Stahlgitterstäbe gesichert. Die Aufseher und die Häftlinge auf der anderen Seite des Gangs können ihm beim Schlafen zusehen, beim Gang aufs Klo, beim Weinen.

Das Hochsicherheitsgefängnis Angola in Louisiana, 6300 Gefangene, 1800 Angestellte, ist das größte in den USA. Und auch das härteste. Im 19. Jahrhundert war Angola eine Sklavenplantage, daher der Name, denn die meisten Sklaven stammten aus Angola. Sie mussten Baumwolle pflücken, während weiße Aufseher über sie wachten. Seitdem hat sich nicht viel geändert. Statt Sklaven arbeiten nun Gefangene auf den Feldern. Sie sind immer noch zu einem überwiegenden Teil schwarz, die meisten Aufseher weiß.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ford arbeitet nicht auf dem Feld. Den Häftlingen in der Todeszelle ist es verboten, den Todestrakt zu verlassen. Also ist er 23 Stunden am Tag in seiner Einzelzelle, eine Stunde darf er auf den Gang und mit einem der anderen Gefangenen durch die Gitterstäbe reden, das Programm des Fernsehers auf dem Gang umschalten oder auf den Hof in die frische Luft. Anfangs dürfen die Häftlinge dort noch im Kreis laufen, irgendwann müssen sie in einem Käfig draußen stehen, der kaum größer ist als sie selbst. Ab da bleibt Ford lieber drinnen, dieser Käfig ist für ihn noch unwürdiger als der andere, als seine Zelle.

Regelmäßig sind die Toiletten verstopft, laufen über. Die Wärter fluten Wasser durch den Zellenblock. Die Häftlinge bekommen Schrubber, um das Gemisch aus Wasser und Scheiße aus ihren Zellen zu wischen. Im Sommer wird es oft so heiß, dass die Temperatur selbst nachts nicht unter 30 Grad fällt. Die Häftlinge schlafen auf dem Betonboden, um etwas Kühlung zu bekommen. Einmal gibt es eine Rattenplage. Nacht für Nacht laufen Massen von Ratten durch den Zellenblock, 80 oder 90 zählt Ford. Er empfindet es als dankbare Ablenkung. Endlich passiert mal etwas.

Doch je länger er hier einsitzt, desto deprimierter wird er. Manchmal redet er tagelang nicht, isst kaum, kann nicht schlafen. Manche dieser Phasen dauern Monate, einmal spricht er angeblich anderthalb Jahre mit niemandem. Es gibt auch nichts zu sagen.

Nachdem er verurteilt worden war, hat er den Kontakt zu seiner Familie abgebrochen. Er will ihnen das Leben nicht mit seinem Schicksal versauen. Doch er vermisst sie, besonders seine Kinder. Die vier Söhne waren noch im Kindergarten und der Grundschule, als er verhaftet wurde. Nach zehn Jahren hat er Briefe nach Hause geschrieben, aber er hatte den Eindruck, dass sie sich nicht mehr sehr für ihn interessieren. Vom Tod seiner Großmutter erfährt er nach fünf Jahren. Niemand ist auf die Idee gekommen, ihm Bescheid zu geben. Auch sein Vater und sein großer Bruder sterben. Er hätte sich gern am Grab von ihnen verabschiedet, aber er darf nicht zur Beerdigung.

Sein einziger regelmäßiger Kontakt in die Welt sind seine Anwälte, allen voran Gary Clements. Der arbeitet seit Anfang der 90er-Jahre für Ford und wird ihn schließlich im März 2014 aus dem Gefängnis holen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ford lernt im Knast, dass nach einem Todesurteil der Kampf ums Überleben erst richtig beginnt. Häftlinge wie er, Todeskandidaten, haben in den USA ein Anrecht auf Rechtsbeistand, der durch alle Instanzen klagt. Die Gerichte der Bundesstaaten sprechen zum Tode Verurteilte fast nie nachträglich frei. Erst, wenn die Sache vor dem Supreme Court landet, dem höchsten Gericht, wird es interessant. Das kann allerdings Jahrzehnte dauern. Häftlinge wie Ford sind daher für Steuerzahler so viel teurer als solche, die lebenslanglich bekommen. Ein Häftling in der Todeszelle kostet je nach Bundesstaat bis zu 330 Millionen Dollar.

Während Glenn Ford in seiner Zelle allmählich zermürbt wird, plagen Stroud die ersten Gewissensbisse. Vier Jahre nach dem Urteil kommen die Zweifel. Stroud glaubt allmählich nicht mehr, dass die Todesstrafe eine gute Sache ist. Er glaubt auch nicht mehr, dass das US-Justizsystem unfehlbar ist. Dass es die Schuldigen hinter Gitter bringt und die Unschuldigen freispricht. Er hat zu viel erlebt und selbst zu viele Fehler gemacht.

Es ist 1989, als Stroud seinen Job als Staatsanwalt kündigt und Strafverteidiger wird. Er konzentriert sich auf schwere Fälle, Menschen, die wegen Mord, Totschlag oder Sexualverbrechen angeklagt sind. Einige entgehen dank ihm der Todesstrafe. Er wird der Anwalt, den Ford gebraucht hätte. Es ist eine Art Ablasshandel mit sich selbst. Stroud tut Buße für das, was er Ford angetan hat. Doch als es darauf ankommt, hilft er Ford nicht.

Er hätte in einem der Berufungs- und Revisionsverfahren aussagen können. Er hätte vor Gericht sagen können, was er 2014 in der "Shreveport Times" schreiben wird. Aber er traut sich offenbar nicht. Vielleicht hätte er Ford das Leben retten können.

Denn Ford wird krank im Gefängnis, sehr krank. Im Jahr 2011 finden Ärzte bei einer Untersuchung Tumormarker in seinem Blut, womöglich hat er Krebs. Ford bittet darum, zu einem Facharzt zu dürfen. Er darf nicht. So geht es vielen Häftlingen in diesem Gefängnis.

Im Mai 2015 haben Häftlinge eine Klage gegen die Gefängnisleitung von Angola und die zuständigen Behörden eingereicht. Sie werfen der Gefängnisleitung

vor, ihnen systematisch medizinische Hilfe verweigert zu haben. Die Klageschrift, 63 Seiten lang, listet eine Horrorstory nach der anderen auf: Ein Mann durfte nach einem Schlaganfall keinen Arzt sehen. Er ist heute blind und querschnittsgelähmt. Ein Querschnittsgelähmter saß tagelang in seinen eigenen Fäkalien, bis Wärter ihn aus seiner Einzelzelle holten. Ein Mann musste mit einem gebrochenen Schlüsselbein auf einem Feld arbeiten. Die Wärter glaubten ihm nicht, dass er Schmerzen hatte.

Als Ford im März 2014 durch die schwere Stahltür des Gefängnisses in die Freiheit hinaustritt, denkt er nicht an den Staatsanwalt Stroud, nicht an Rache. Er ist frei, er will endlich leben, aufholen, was er verpasst hat.

Er sagt: "Ich kann das nicht, wenn ich wütend auf Marty Stroud bin."

Die Polizei und die Staatsanwaltschaft in Shreveport glauben nun, was die Polizei und der Staatsanwalt Stroud 1983 nicht glauben wollten: dass die Gebrüder Robinson den Juwelier Isadore Rozeman ermordet haben. Fords Anwalt Clements sagt, ein neuer Informant habe die entscheidenden Beweise gegen die Robinsons geliefert. Es hat mit einem völlig anderen Fall zu tun, dass die Polizei sich noch mal damit befasst hat. Ein Zufall.

Aber wie soll es weitergehen, wo soll er wohnen? Die 20,04 Dollar, die ihm die Gefängniswärter bei seiner Entlassung gegeben haben, sind sein einziger Besitz. Seine Familie hat kein Geld und keinen Platz, ihn aufzunehmen. Doch er hat Glück. Ein Mann lädt ihn ein, bei sich zu wohnen. John Thompson. Ford hat ihn vor vielen Jahren im Gefängnis kennengelernt, sie saßen Zelle an Zelle im Todestrakt. Auch Thompson wurde freigesprochen. Eine DNA-Analyse hatte ergeben, dass ein anderer der Mörder war, für den man ihn hielt. Er saß 18 Jahre unschuldig im Gefängnis. Im Jahr 2011 sprach der Supreme Court ihm 14 Millionen Dollar Schmerzensgeld zu. Thompson kaufte zwei Häuser in New Orleans. Dort gibt er Männern wie Ford ein neues Zuhause. Männer, die zu Unrecht verurteilt und irgendwann doch noch freigesprochen wurden.

Ford zieht bei Thompson ein, in ein schönes, altes Haus in New Orleans, nur zehn Minuten vom berühmten French Quarter entfernt. Aber die verlorene Zeit lässt sich nicht einfach aufholen. Ford scheitert oft schon an den kleinen, alltäglichen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dingen. Er weiß nicht, wie man ein Smartphone benutzt oder wie man im Internet surft. Einmal geht er allein Zigaretten kaufen in einen Laden um die Ecke. Er findet den Weg nicht zurück, er hat verlernt, wie das geht: sich einen Weg zu merken.

Und dann stellen Ärzte fest, was Ford lange befürchtet hat. Er hat Lungenkrebs, unheilbar. Hätte die Gefängnisleitung ihm schon 2011 einen Besuch bei einem Spezialisten erlaubt, er hätte eine Chance gehabt. Jetzt ist es zu spät. Er kann nur noch versuchen, die wenige Zeit zu genießen, die ihm noch bleibt. Dazu braucht er Geld.

Sein Freund Thompson organisiert für ihn eine Internetkampagne. Er sammelt Spenden für Fords medizinische Versorgung. Und laut dem Gesetz von Louisiana steht Ford eine Entschädigung von 330.000 Dollar zu - das sind 11.000 Dollar für jedes Jahr, das Stroud ihm gestohlen hat.

Fast ein Jahr vergeht, bevor eine Shreveporter Richterin im März 2015 eine Entscheidung fällt: Ford bekommt keine Entschädigung, keinen Cent für die fast 30 Jahre. Sie begründet es damit, dass Ford von dem Raubüberfall auf Rozeman gewusst und nichts unternommen habe. Dass er unschuldig ist, höchstrichterlich festgestellt, interessiert sie nicht.

Als Stroud davon in der Zeitung liest, weiß er, dass er nicht weiter schweigen kann. Es ist, als ob dieser Mann ein zweites Mal zu Unrecht verurteilt würde. Nicht von ihm, Stroud, aber er war ja der Grund für alles.

Am 20. März 2015 erscheint sein offener Brief in der "Shreveport Times". Er schreibt: "Glenn Ford sollte so viel Entschädigungszahlungen wie irgend möglich bekommen, weil unser fehlerhaftes Justizsystem sein Leben zerstört hat."

Stroud gesteht seine Schuld ein, gleichzeitig versteckt er sie in der Schuld des Systems. Und er bittet Ford um ein Treffen.

Ford weiß nicht, ob er das will. Was soll das noch bringen? Er ist inzwischen bettlägerig, der Krebs hat gestreut, vier Krankenschwestern kümmern sich rund um die Uhr um ihn. Nichts und niemand wird ihm seine verlorenen Jahre zurückgeben. Andererseits, wenn das Fernsehen dabei wäre und die Welt von seinem Fall erführe, von dieser schreienden Ungerechtigkeit, das wäre immerhin etwas. So etwas wie ihm soll nie wieder jemandem passieren. Außerdem haben seine Anwälte

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Schadensersatzklagen eingereicht. Gegen die Gefängnisleitung von Angola, gegen heutige und frühere Angestellte der Staatsanwaltschaft von Shreveport. Auf der Liste der Beklagten steht auch Strouds Name.

An einem Donnerstagabend Anfang April dieses Jahres holt ein Team des Fernsehsenders ABC Stroud am Flughafen in New Orleans ab. Stroud trägt einen schlecht sitzenden, grauen Anzug, die rot gemusterte Krawatte hängt schief über seinem Bauch. Er macht ein Gesicht, als ginge er zu seiner eigenen Hinrichtung. Stroud setzt sich auf die Rückbank einer schwarzen Limousine. Der Journalist fragt ihn, was er sich von dem Treffen erwarte. Stroud atmet lange aus. "Ich weiß es nicht. Mir tut das alles schrecklich leid."

Ford hat den ganzen Tag im Bett gelegen. Für das Treffen mit Stroud haben ihn zwei Krankenschwestern in seinen Rollstuhl gehoben. Obwohl es draußen angenehm warm ist, trägt er einen dicken, braunen Wollpullover. Ihm ist ständig kalt, das kommt vom Krebs. Ford hat binnen zwölf Monaten 65 Kilo abgenommen, mehr als die Hälfte seines Gewichts.

Stroud betritt das Zimmer, geht auf Ford zu, ein schüchternes Lächeln auf den Lippen. Er nimmt Fords Hand und schüttelt sie mit beiden Händen.

"Mr. Ford."

"Hey, wie geht's?" Ford hat den Blick auf seinen Schoß geheftet.

"Ich wollte, dass Sie wissen, dass es mir sehr leid tut. Ich habe einen Makel auf mir lasten, den ich mit ins Grab nehmen werde." Stroud hat sich vorher lange überlegt, was er sagen wird. Nun baumeln seine Hände unsicher am Körper. Er sieht verloren aus, beißt sich auf die Unterlippe. "Und ich war kein guter Mensch und dafür entschuldige ich mich."

Ford hat die Augen geschlossen, die Stirn auf seine Hand abgestützt. Es dauert, bis er etwas sagt. "Ok, aber das hat mich 31 Jahre meines Lebens gekostet und am Ende wartet nichts auf mich, außer der Tod. Man gibt mir noch sechs bis acht Monate zum Leben."

"Es gibt nichts, was ich sagen könnte, das Ihnen diese 30 Jahre zurückgeben würde. Aber ich muss Ihnen sagen, dass ich viel über mich gelernt habe in diesen 30

Jahren. Und obwohl das die gleiche Person ist", Stroud deutet mit der rechten Hand auf seine Brust, "möchte ich denken, dass ich mich verändert habe. Ich habe viel von Ihnen gelernt."

Ford schaut zum ersten Mal auf, erstaunt. "Haben Sie?"

"Ja, als ich Sie im Fernsehen gesehen habe. Ich hab gedacht, wenn ich das gewesen wäre, der 30 Jahre im Gefängnis saß, dann wäre ich wütend und deprimiert."

"Es ist passiert, es ist passiert." Ford starrt auf seine Hände. "Es tut mir leid, aber ich kann Ihnen nicht verzeihen."

"Das verstehe ich."

Stroud senkt den Blick. Er dreht sich um und verlässt das Zimmer. Ford blickt ihm traurig hinterher. Mit hängenden Schultern sitzt er in seinem Stuhl, den Kopf gesenkt, er atmet schwer, stöhnt, weint.

Einige Wochen später stirbt er.

Herr Horst kauft sich ein Dorf

In der Gemeinde Göhren auf Rügen hat ein Mann das Sagen, den niemand gewählt hat. Fast alle folgen seinen Anweisungen – nur einer widersetzt sich. Eine Provinzposse

Von Björn Stephan und Fritz Zimmermann, DIE ZEIT, 14.04.2016

Am Abend betritt der Multimillionär Wilfried Horst seinen neuen Supermarkt wie ein Zirkusdirektor die Manege. Das zu weite Sakko hängt ihm von den Schultern, aber solche Dinge bedeuten ihm nichts. Er dreht sich um. In der Linken hält er ein Sektglas, mit der Rechten deutet er in den Raum: auf die sorgfältig sortierten Regale, den gewienerten PVC-Boden, die surrenden Kühltruhen. »Schauen Sie!«, ruft Herr Horst, und alle schauen. Die Gemeinderäte, der Mann von der Feuerwehr, die Frau von der Ostsee-Zeitung, der Vorsitzende des Bauausschusses, 40 Gäste insgesamt, die wichtigsten Menschen des Ortes.

Sie sind gekommen, um den Supermarkt einzuweihen, 6,5 Millionen Euro teuer, 930 Quadratmeter groß, unten eine Tiefgarage, oben acht Mietwohnungen. Vor allem aber sind sie gekommen, weil Herr Horst sie eingeladen hat. Der Mann, der Göhren, dieses kleine Ostseebad auf Rügen, sein Lebenswerk nennt.

Der Investor Wilfried Horst ist ein üppiger Mann. 67 Jahre alt, Glatze, wachsamen Augen. Monatlang hat er auf diesen Tag hingearbeitet: Morgens war er der Erste, der die Baustelle betrat, abends war er der Letzte, der sie verließ.

Während Herr Horst mit einem der Gemeinderäte anstößt, lehnt Wolfgang Pester etwas abseits an einem Bistrotisch. Pester ist der Bürgermeister von Göhren. Auch er hat Herrn Horst seine Aufwartung gemacht. Er hat ihm ein Blumengesteck mit Orchideen überreicht, darin eine Grußkarte, in der er ihm viel Erfolg und »volle Kassen« wünscht. Er hat Herrn Horst die Hand geschüttelt und gelächelt, weil Göhren

zu klein ist, um den Anstand zu vergessen. »Das mit dem Supermarkt hat er gut gemacht, das muss man ihm lassen«, sagt Pester an seinem Bistrotisch. Es klingt ein bisschen gequält.

Pester, der Mann, der eigentlich das Sagen im Ort haben müsste, hat es sich zur Aufgabe gemacht, sein Dorf gegen den Investor Horst zu verteidigen. Heute hat er verloren, wieder einmal.

Göhren liegt auf einer schmalen Landzunge am östlichen Ende von Rügen, Deutschlands größter Insel. Ein kleiner Ort, 1300 Einwohner, auf einer Anhöhe, im Norden und Süden von Strand gerahmt, Endstation des »Rasenden Rolands«, der Rügener Kleinbahn.

Es ist eine Welt wie aus einem Reiseprospekt, mit Seebrücke, Strandkörben und Postkartenständern im Supermarkt. Es ist Horsts Welt, er hat sie erschaffen. Die Einwohner von Göhren haben deshalb einen zweiten Namen für ihr Dorf: Sie nennen es Horsthausen.

In Göhren gibt es nur zwei Jahreszeiten: Hauptsaison und Nebensaison. Während der Hauptsaison schwillt der Ort auf knapp 10 000 Menschen an, 130 000 Feriengäste kamen im vergangenen Jahr, es gab mehr als 800 000 Übernachtungen. Während der Nebensaison schrumpft Göhren wie ein Plastik-Wasserball, aus dem die Luft gelassen wird.

Die Göhrener verdienen in der Hauptsaison so viel, dass es für das ganze Jahr reicht. Sie vermieten Wohnungen, sie betreiben Restaurants, verkaufen Bernsteinschmuck und Heilkreide. Die Touristen ernähren die Göhrener. Herrn Horst aber haben die Touristen reich gemacht.

Seit er kurz nach der Wende aus dem nordrhein-westfälischen Bad Oeynhausen nach Göhren kam, hat Horst nach eigener Aussage 120 Millionen Euro eingenommen. Er kaufte Häuser und verkaufte sie wieder, er restaurierte Hotels und baute Ferienwohnungen, er hat Restaurants und vermietet Parkplätze, er hat 150 Arbeitsstellen geschaffen. Mehr als die Hälfte aller Immobilien im Ort, sagt Herr Horst, seien durch seine Hände gegangen.

Die Geschichte von Herrn Horst, sie handelt von der Lust am Geldverdienen. Von einem Mann, der sich ein Dorf gekauft hat. Und davon, was passiert, wenn die Demokratie an ihre Grenzen gelangt und private Interessen wichtiger werden als das Gemeinwohl.

Der große Konflikt »Privat gegen Staat«, man kennt ihn aus der weltumspannenden Politik. Apple spart Geld, indem es seine europäischen Gewinne in Irland versteuert. Amazon verbuchte seine in Deutschland erzielten Gewinne lange in Luxemburg. Die Europäische Union streitet seit Jahren mit Facebook und Google über die Frage: Wem gehört das Internet? Solche Konflikte werden immer dann ausgetragen, wenn ein Unternehmen besonders mächtig wird, viele sagen: zu mächtig. In Göhren ist es genauso, nur im kleineren Maßstab – dafür vielleicht mit größerer Wirkung für den einzelnen Bürger. In Göhren wird über die Frage gestritten: Wem gehört der Ort?

An einem Nachmittag im Spätsommer, sechs Monate vor der Eröffnung des neuen Supermarkts, sitzt der Bürgermeister Wolfgang Pester in einem kargen Raum der Göhrener Kurverwaltung hinter seinem Schreibtisch, an der Wand ein Regal voller Aktenordner. Pester, 61 Jahre alt, ein Mann mit einem gut gebräunten Gesicht und einem etwas zu blauen Brillengestell, ist seit zwei Jahren im Amt. Ehrenamtlich.

Von seinem Büro aus kann er das Hämmern der Arbeiter auf Horsts Baustelle hören. Noch gibt es nur einen Supermarkt in Göhren, einen Edeka. Horsts neuer Supermarkt soll direkt auf der anderen Straßenseite eröffnen. Der Edeka gehört Wolfgang Pester.

Pester zog mit 18 aus Leipzig nach Göhren, er machte eine Lehre als Baufacharbeiter, lernte seine Frau kennen, heiratete und blieb. Gemeinsam mit seiner Frau eröffnete er einen Konsum-Markt im Ort, nach der Wende führten sie ihn als Edeka-Supermarkt weiter. 2010 gingen sie in Vorruhestand und verpachteten den Laden.

Pester und Horst, die zwei mutmaßlich erfolgreichsten Unternehmer im Ort, kannten sich, und sie schätzten sich. Viel miteinander zu tun hatten sie nicht. Für

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Herrn Horst, sagt Pester, habe er sich damals nicht wirklich interessiert: »Ich habe Butter und Zucker und Mehl verkauft und er eben Häuser und Grundstücke.«

Dann, im Vorruhestand, kam Pester auf die Idee, als Bürgermeister zu kandidieren.

Als Pester an einem Junisonntag 2014 gewählt wurde, schien das Wilfried Horst ein guter Tag zu sein. Wie jeden Sonntag saß er mit Freunden beim Essen im Waldhotel. Das Hotel, einst von Horst modernisiert, gehört seinem Sohn. Als Pester zufällig mit seiner Frau vorbeispazierte, lud Horst die beiden ein. »Wir dachten, das wäre der richtige Mann, der hätte kaufmännisch was drauf«, sagt Horst. Pesters Sieg war auch sein Sieg, dachte er.

Pester ist parteilos. Er war ohne Unterstützer in den Wahlkampf gegangen. Horst aber hatte für Pester geworben – ohne dass der davon wusste. Er hatte Passanten auf der Straße angesprochen und ihnen geraten, für Pester zu stimmen. Er hatte auch seinen Angestellten empfohlen, Pester zu wählen.

Heute, im Nachhinein, ärgert sich Pester über die ungefragte Unterstützung, weil es so aussah, als habe er Herrn Horst darum gebeten.

Horst wiederum würde jetzt, knapp zwei Jahre nach der Wahl, wohl niemandem mehr empfehlen, für Wolfgang Pester zu stimmen. »Er hat sich ein bisschen doll gedreht«, sagt Horst über Pester.

Horst glaubt, dass Pester sich wegen des Supermarkts gegen ihn gewendet hat. Sein neuer Markt ist dreimal so groß wie der alte von Pester. »Das geht zulasten des Umsatzes«, sagt Horst, »das ist die Marktwirtschaft.«

Offenbar kann Horst sich nicht vorstellen, dass man gegen etwas kämpft, ohne einen persönlichen Vorteil daraus ziehen zu wollen. Aber Pester sagt, es gehe ihm nicht um seinen Edeka, sondern um Göhren.

Nach seiner Vereidigung arbeitete Pester sich ein. Aus dem Archiv ließ er sich die Pacht- und Kaufverträge der Stadt aus den letzten Jahren kommen. Er las und las und begann sich zu wundern. Es habe Nächte gegeben, sagt er, in denen er nicht schlafen konnte. »Ich habe einfach nicht verstanden, wie man solche Verträge machen kann.«

Viele der Verträge hatte die Gemeinde mit Firmen geschlossen, die Herrn Horsts Familie gehören. Eigentlich, sagt Pester, sollte von diesen Vereinbarungen immer auch die Gemeinde profitieren. Aber in diesen Papieren, so schien es, gewann immer nur Horst. Vor allem ein Vertrag sorgte dafür, dass Pester zu zweifeln begann, es ging darin um die Parkplätze am Nordhang.

Der Ortskern von Göhren liegt auf einem Hügel. Von dort aus gibt es zwei Wege, die zum Nordstrand führen, dem Strand, an dem die meisten Touristen baden: Der eine Weg verläuft durch den Ortskern, es ist die Hauptstraße mit den Geschäften und Restaurants und Eisläden. Der andere, kürzere Weg windet sich in unregelmäßigen Kurven den Nordhang hinunter.

Der Nordhang ist ein 38 Meter hoher Hügel, kurz gemähter grüner Rasen, Büsche und Bänke. An der oberen Kante des Hangs thront das Waldhotel. Am unteren Ende liegen zwei Parkplätze, im Sommer staubig und vollgestellt mit Autos und Reisebussen, im Winter leer, dazwischen zieht sich die Trasse eines Schrägaufzugs den Hang hinauf.

Hier am Nordhang bekommt man einen Eindruck von Horsts Gerissenheit; hier kann man sehen, was passiert, wenn eine Gemeinde Verträge eingeht, die ihren eigenen Interessen zuwiderlaufen. Hier ist die Beziehung zwischen Wilfried Horst und Wolfgang Pester gekippt, nachdem Pester den Vertrag zu den beiden Parkplätzen entdeckt hatte.

Bis Ende Oktober 2013 hatte die Gemeinde Göhren die Parkplätze mit einer Stellfläche für etwa 100 Autos selbst betrieben: Sie hatte zwei Parkscheinautomaten aufgestellt, die Autos standen im Staub, die Gäste zahlten, die Gemeinde kassierte. Rund 80 000 Euro im Jahr. Es war leicht verdientes Geld.

Doch dann entschied sich die Gemeinde, die beiden Parkplätze der PG Parkhaus Göhren GmbH zu überlassen. Für bis zu 80 Jahre und gut 20 000 Euro Erbpacht im Jahr.

Im Gegenzug sollte die PG Parkhaus Göhren GmbH ein Parkhaus auf dem Gelände errichten. Das war die Abmachung. Die Gemeinde verzichtete dafür auf die Einnahmen aus den Parkplätzen. Sie würde rund 60 000 Euro weniger im Jahr

verdienen, dafür hätte Göhren den Touristen künftig mehr zu bieten, 255 Stellplätze statt 100, die Leute würden nicht mehr so lange nach einem Parkplatz suchen müssen. Von einem anderen Investor, der das Parkhaus zuvor bauen wollte, hatte die Gemeinde allerdings mehr als das Dreifache verlangt, er war daraufhin abgesprungen.

Die PG Parkhaus Göhren GmbH gehört Herrn Horsts Sohn, der in Bad Oeynhausen lebt, und seiner Tochter. Auch die Waldhotel Göhren GmbH läuft auf seinen Sohn, und die Wellnessbad-Kurmittelhaus GmbH gehört zum Waldhotel. Wilfried Horst aber fungiert in jeder dieser Firmen als Generalbevollmächtigter. Er ist es, der die Entscheidungen trifft. Auch im Gespräch mit der ZEIT lässt Horst daran nie einen Zweifel. Er führt seine Familie und seine Geschäfte wie ein Patriarch.

Am Nordhang ist heute nichts von einem Parkhaus zu sehen. Auf den Flächen parken weiter Autos, auch die Automaten stehen noch. Das Einzige, was sich geändert hat, ist der Betreiber. Statt der Gemeinde verdient an den Parkplätzen nun die Familie Horst.

Im Vertrag steht, dass die PG Parkhaus Göhren GmbH die Erbpacht erst dann an die Gemeinde überweisen muss, wenn die Fläche im Grundbuch eingetragen ist. Zuständig für die Eintragung ist der Pächter, die PG Parkhaus Göhren GmbH. Bis heute allerdings gibt es keinen Eintrag im Grundbuch. Bis heute hat die Gemeinde keinen einzigen Euro erhalten, nur Herr Horst kassiert.

Horst sagt gegenüber der ZEIT, der Eintrag im Grundbuch sei »leider noch nicht erfolgt«, da die Bearbeitung beim Katasteramt erfahrungsgemäß mehrere Monate dauere. Der Vertragsabschluss mit der Gemeinde liegt allerdings nicht mehrere Monate zurück, sondern zweieinhalb Jahre. Im Übrigen, so Horst, sei der Vertrag gemeinsam mit der Gemeinde Göhren erarbeitet worden.

Als Wolfgang Pester den Vertrag las, erschrak er. »Die Art, wie mit dieser Fläche umgegangen wurde, ist absurd«, sagt er. Wie das passieren konnte, wisse er nicht. »Herr Horst lacht sich ein Loch in den Bauch, wie doof wir sind.«

Pester überlegte, den Vertrag vor Gericht anzufechten. Dafür hätte er die Zustimmung des Gemeinderats gebraucht. Doch der Gemeinderat war es, der die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Verträge überhaupt erst genehmigt hatte. Die Schriftstücke mögen der Gemeinde Göhren schaden, aber sie wurden demokratisch beschlossen, im Namen der Bürger.

Wie konnte das passieren?

Wilfried Horsts Büro gleich gegenüber dem Waldhotel ist schlicht eingerichtet: ein großer ovaler Konferenztisch, ein geschwungener Schreibtisch aus hellem Holz. Herr Horst lässt sich auf seinen Ledersessel sacken und redet von den Göhrnern.

Es herrschten hier viel Neid und Missgunst, nuschelt er, die Göhrner seien sehr eigen, sehr bedacht und sehr sparsam. Bevor die mal eine Entscheidung trafen, sei schon wieder Sommer, deswegen kämen die nicht weit. Aber die Leute hier, die könnten nicht anders. Das liege in deren Natur.

Er redet von den Göhrnern, als wären sie Eingeborene. Weltfremde Insulaner, deren Horizont nicht weiter reicht als bis zum Festland. Er redet von ihrer Kurzsichtigkeit, von der DDR, von Fünfjahresplänen und der Unfähigkeit zur Marktwirtschaft. Wenn man Herrn Horst zuhört, klingt es, als habe es die Wiedervereinigung nie gegeben.

Hinterm Schreibtisch in Horsts Büro hängen gerahmte Fotos, einige schon etwas angegilbt. Es sind Fotos von ihm und Horst Köhler, der mal im Waldhotel Urlaub gemacht hat, von ihm und Franz Beckenbauer, von ihm und seinem Freund Rolf Töpferwien. Ein Ex-Bundespräsident, ein Ex-Fußballweltmeister und ein Ex-Fußballkommentator.

Es ist eine Galerie der alten Bundesrepublik. Männer, aufgewachsen im Deutschland der fünfziger Jahre, Aufsteiger wie er. Es ist die Welt, die Horst verließ, als er nach Göhren aufbrach. Er, der Sohn eines Bergarbeiters und einer Zigarrenmacherin aus Bad Oeynhausen.

Als sein Vater starb, war Wilfried Horst elf Jahre alt; die Mutter war allein mit vier Söhnen, er war der jüngste. Horst lernte Tischler. Als er 18 war, schenkte seine Mutter ihm ein Grundstück, 400 Quadratmeter Ackerland, und Horst baute sein erstes Haus. Damit fing es an.

Er verkaufte Möbel in Bielefeld und vergab Kleinkredite. Er wickelte Hypotheken ab und eröffnete eine Repräsentanz der Bayerischen Handelsbank in

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Hannover. Mit Mitte 30 modernisierte er einen Gewerbepark in Bad Oeynhausen und verdiente seine ersten Millionen.

Es ist bei einem unserer ersten Besuche in Göhren, als Herr Horst uns, den Reportern der ZEIT, seinen Ort zeigen will. Horst fährt nicht selbst, er hat seinen Freund Klaus gebeten, das zu übernehmen. Klaus fährt mit einem BMW vor. Er ist einer von drei Göhrenern, die Herr Horst duzt. Die anderen beiden gehören zu Klaus' Familie.

Herr Horst sagt, sie seien befreundet, er und der Klaus. Sie laden sich gegenseitig zu Geburtstagen ein, Herr Horst hat den Klaus auch einmal nach München mitgenommen, auf das Oktoberfest und in die Allianz Arena.

Klaus sagt, er wisse nicht, warum der Wilfried ihm das Du angeboten habe, aber er habe es gern angenommen. »Das hat nichts damit zu tun, dass ich im Gemeinderat sitze«, sagt er. »Der Wilfried und ich sind Freunde.«

Der Klaus heißt eigentlich Klaus Möller, er ist aufgewachsen in Göhren, ist 55 Jahre alt, aber er sieht jünger aus, sehr frischer Teint, sehr kurz geschnittenes Haar. Möller ist mal zur See gefahren, nach der Wende schlug er sich im Tourismus durch, er kellnerte, er jobbte hier und da, dann entschloss er sich, eine Diskothek aufzumachen: »Zum Lotsen«, die einzige Disco Göhrens. Während der Hauptsaison steht er immer noch jeden Abend hinterm Tresen.

Als der BMW vorfährt, öffnet Horst die Tür hinter der Fahrertür und lässt sich ächzend auf das Leder der Rückbank fallen. Im Radio läuft Ostseewelle, die Hits der Achtziger und Neunziger und das Beste von heute. Horst sagt: »Klaus, mach doch mal das Radio leiser.« Und Klaus dreht das Radio leiser und fährt los, während Herr Horst in dem BMW sitzt wie ein Fahrgast in einem Taxi. Als wäre Klaus Möller sein Chauffeur.

Wilfried Horst und Klaus Möller kennen sich seit Jahren. Herr Horst gehörte früher das Haus, in dessen Keller Möller seine Disco betrieb. Irgendwann wollte Horst verkaufen, mehrere Ferienwohnungen und den Keller. Er stellte Möller vor die Wahl: Entweder er kauft den Keller, oder er muss raus. Möller kaufte, für 450 000 Mark. Bis heute zahlt er den Kredit ab.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Während Möller den BMW durch Göhren steuert, deutet Horst aus dem Fenster. Es geht vorbei an der Schule, die Horsts Enkel besucht, vorbei am Haus von Horsts Tochter. Später zeigt er den Nordhang und einen Gehweg, den er für rund 150 000 Euro bauen ließ. Die Fahrt ist eine Tour de Horst.

Wie so häufig trägt Horst eine schwarze Regenjacke, ein Werbegeschenk von Rostocker Pils, und ausgetretene Lederslipper. Um sein Handgelenk hat er eine Uhr mit schlichtem Ziffernblatt und ledernem Armband gebunden, er habe sie für 25,80 Euro bei Kaufhof gekauft, erzählt er später. Herr Horst protzt nicht. Der einzige Luxus, den er sich zugesteht, ist seine Mercedes S-Klasse. Und selbst die zeigt er nicht her, er lässt sich ja im BMW herumfahren. Horsts Statussymbol ist Göhren.

Im Gemeinderat von Göhren sitzen acht Männer, vier von ihnen sind bei der CDU, zwei bei der SPD, zwei sind Einzelbewerber. Die einzige Frau im Gemeinderat vertritt die Wählergruppe »Gemeinsam für Göhren«. Wobei die Parteizugehörigkeit bei Entscheidungen im kleinen Göhren kaum eine Rolle spielt.

Fast immer, wenn die Gemeinde in der laufenden Wahlperiode über Geschäfte mit der Familie Horst entschied, beschafften ihr, beschafften Herrn Horst dieselben fünf Gemeindevertreter eine Mehrheit.

Der erste, er ist von der CDU, betreibt die Buden an der Strandpromenade, bei Konzerten und Partys verkauft er Bier und Wurst. Die Lizenz dafür wird regelmäßig ausgeschrieben, der Höchstbietende erhält den Zuschlag. Früher war es Horst gewesen, der die Buden betrieb, inzwischen jedoch hält er sich aus dem Bieterverfahren heraus. Der zweite der fünf Gemeindevertreter, SPD, ist der Cousin des ersten. Der dritte, CDU, ist Gruppenführer bei der Freiwilligen Feuerwehr. Das Waldhotel spendete der Feuerwehr erst im vergangenen Jahr 25 000 Euro für einen neuen Transportwagen. Beim vierten Abgeordneten, SPD, weiß man nicht genau, warum er für Horst stimmt. Der fünfte ist Klaus Möller, er ist bei der CDU. Er vertraut Horst, schließlich sind sie Freunde. Möller sagt: »Die Verträge lese ich mir durch, aber dieses Juristendeutsch versteht ja keine Sau.«

Horst erzählt, dass er einmal einige Gemeindevertreter nach Dortmund zu einem Spiel der Borussia eingeladen habe.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Manche im Dorf nennen die Gemeinderäte, die fast immer auf Horsts Seite stehen, »die fünf von der Stange«. Die fünf bestätigen, dass sie sich, über die Parteigrenzen hinweg, regelmäßig treffen und beraten. Sie würden jedoch nicht aus Gefälligkeit für Herrn Horst stimmen, das sei »Schwachsinn«, sagt einer von ihnen, sondern weil Horst im Ort jede Menge bewege.

Wilfried Horst ist es gelungen, in Göhren ein feines Netz zu spinnen, aus Vorteilen, Abhängigkeit und Druck. Rechtlich könnte man ihn dafür niemals belangen. Jeder in Göhren weiß, dass es dieses Netz gibt. Doch kaum jemand möchte damit öffentlich in Verbindung gebracht werden. Zu groß ist wohl die Angst, es sich mit Herrn Horst zu verscherzen. Zu hoch die Wahrscheinlichkeit, aufzufliegen. Für Außenstehende bleibt das Netz unsichtbar.

Es war im Sommer 1990, Herr Horst war Anfang 40, als er zum ersten Mal nach Göhren kam. Gemeinsam mit seiner Frau hatte er sich in seinen Mercedes gesetzt und war von seinem Ferienhaus in der Lübecker Bucht nach Rügen gefahren. Sie waren vorher noch nie im Osten gewesen.

Durch das Fenster des Mercedes, so erzählt Wilfried Horst es, sah er Menschen, die gebückt auf Feldern standen und Kartoffeln sammelten. Das Bild gefiel ihm, es erinnerte ihn an seine Kindheit. Dann entdeckte er zufällig dieses ehemalige Heim des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes.

Es stand auf einem Hügel in Göhren, das damals noch ein verschlafenes Dorf war, über dem ein Schleier DDR-Grau lag. Herr Horst mochte die leise Brandung, die salzige Luft, die Eschen, die an der Steilküste standen. Er weiß nicht mehr, was genau es war, aber irgendetwas sah er in diesem verfallenen Heim. Eine Möglichkeit, Geld zu verdienen?

Er kaufte es für 750 000 Mark und riss es ab. Er baute Ferienwohnungen, obwohl er vorher nie etwas mit Ferienwohnungen zu tun gehabt hatte. Er inserierte die Wohnungen in einer Sonntagszeitung, und am Montag hatte er in drei Stunden zwölf Wohnungen verkauft. Er dachte: »Mensch, da haste in ein Nest gefasst, da kannste was machen.«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Goldrausch spülte zu dieser Zeit viele Hasardeure und Glücksritter in den Osten, sie träumten vom Geschäft ihres Lebens. Den Göhrenern fehlten die finanziellen Mittel, um selbst zu investieren. Sie verkauften ihr Land. Auch an Horst, der sich Parzelle für Parzelle den Ort eroberte. Für seine Geschäfte in Göhren arbeitete Horst mit einem ehemaligen Offizier der Nationalen Volksarmee zusammen, einem Mann mit den richtigen Kontakten. Viele der Glücksritter scheiterten und schlichen wieder zurück in den Westen, Herr Horst blieb.

Er baute Ferienwohnungen und ein Kurhaus, erzählt er, er eröffnete das Waldhotel und die Ostseeresidenz, er investierte Millionen, zuletzt verkaufte er das Hotel Berliner Bär. Er kaufte das Haus neben dem Waldhotel, die Villa Hanni, ließ es renovieren, gliederte es an das Hotel an und bezog mit seiner Frau das schönste Zimmer. Heute leben die beiden hier die meiste Zeit des Jahres. Wenn sie aus dem Fenster schauen, können sie die Ostsee sehen.

Wilfried Horst brachte den Kapitalismus nach Göhren, die Marktwirtschaft. Er verdiente in kurzer Zeit so viel Geld, er wurde schnell so mächtig, dass es für die Göhrener, als sie den Kapitalismus verstanden hatten, schon zu spät war.

Für jemanden, der nach Göhren kommt, ist es schwer, den Geschäften der Familie Horst auszuweichen. Wenn man essen geht, kann es sein, dass man an Horst zahlt. Auch wenn man im Ort übernachtet, wenn man Brötchen holt, selbst wenn man Klopapier kauft, kann es gut sein, dass man an Horst zahlt.

Auch Wolfgang Pester sollte Teil seines Netzes werden. Vor der Wahl passte Herr Horst ihn ab, wenn Pester morgens mit seiner Frau beim Nordic Walking den Nordhang hinaufspazierte. Nach der Wahl lud er Pester in sein Büro.

Erst nach und nach habe er gemerkt, dass Horst versucht habe, ihn auszunutzen, sagt Pester. Als er die Verträge gelesen hatte, begriff er endgültig. Wenn Horst jetzt bei Pester anruft, lädt der Bürgermeister den Investor zu sich ins Büro ein oder schlägt ein Treffen auf neutralem Boden vor. In Horsts Büro geht er nicht mehr.

Schon gar nicht seit der Sache mit dem Schrägaufzug.

In Horsts Waldhotel wohnen viele ältere Gäste und Rehasportgruppen, die sich am Strand erholen wollen. Viele von ihnen sind nicht gut zu Fuß. Herr Horst kam

deshalb auf die Idee, einen Schrägaufzug zu bauen, der quer über das Hotelgrundstück am Nordhang nach unten führt.

Keines der Unternehmen der Familie Horst hätte für den Fahrstuhl eine Förderung vom Land erhalten. Alleine bezahlen aber wollte Herr Horst ihn nicht. Also überzeugte er die Gemeinde von seiner Idee. Im Januar 2014 entschied der Gemeinderat: Horst bekommt den Schrägaufzug, und die Gemeinde soll ihn bezahlen, obwohl sie selbst mit zwei Millionen Euro verschuldet ist und ihren Haushalt sanieren muss. Heute sagt Herr Horst: »Der Aufzug ist eines der Dinge, auf die ich in Göhren am stolzesten bin.« Und man weiß nicht, ob er wirklich den Aufzug meint. Oder ob es ihm darum geht, ihn umsonst bekommen zu haben.

Um den Lift zu bauen, kaufte die Gemeinde dem Waldhotel einen schmalen Streifen Land ab, 569 Quadratmeter für je einen Euro. Sie investierte 1,5 Millionen Euro in den Aufzug, wieder ein sehr vorteilhafter Vertrag für Herrn Horst, doch damit war die Sache noch nicht zu Ende. Die Baufirma setzte einen Stützpfeiler auf das angrenzende, weiterhin Horsts Unternehmen gehörende Grundstück, für den sie keine Genehmigung hatte. Als die Gemeinde die Stütze nachträglich beim Bauamt genehmigen lassen wollte, legte Horsts Anwalt Widerspruch ein. Der Fahrstuhl durfte nicht in Betrieb gehen. Und solange der Fahrstuhl nicht fuhr, bekam die Gemeinde kein Fördergeld vom Land. Horsts Anwalt schrieb an Pester, der inzwischen ins Amt gewählt worden war. Dem Bürgermeister wurde klar: Horst hatte ihn in der Hand. Schlimmstenfalls würde er die Gemeinde zwingen, den ganzen Aufzug wieder abreißen zu lassen. Es schien so, als reiche es ihm nicht, dass er den Aufzug kostenlos bekam. Er forderte weitere Zugeständnisse.

Horst verlangte unter anderem, dass die Gemeinde die Baugenehmigung für eine geplante Wohnanlage erteilt, auf die er seit mehr als einem Jahr wartete. Diese Forderung hatte nichts mit dem Schrägaufzug zu tun. Herr Horst erpresste die Gemeinde.

Doch es gab etwas, womit Herr Horst nicht gerechnet hatte. Es gab jemanden, der sich wehrte. Wolfgang Pester gehorchte nicht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wolfgang Pester ist kein besonders guter Redner. Wenn er aufgeregt ist, verliert er manchmal den Faden. Deswegen hatte der Bürgermeister sich Wort für Wort seiner Rede aufgeschrieben, als er zu Beginn der Gemeinderatssitzung im Mai 2015 aufstand und sich an die Zuschauer in der überfüllten Schulaula wandte.

Das Verhalten von Herrn Horst, sagte er, sei erniedrigend, arrogant und zeige wenig Achtung vor der Gemeinschaft. Die Erpressungsversuche müssten aufhören. Man müsse sich fragen, ob der Umgang mit Herrn Horst bisher der richtige gewesen sei.

Wer dachte, Herr Horst habe in Göhren nur Claqueure, der wunderte sich nun. Viele der Zuschauer applaudierten Pester. Noch nie hatte sich ein Bürgermeister so offen gegen den Investor gestellt.

In Pesters Rede ging es auch um die Steuerzahlungen des Waldhotels. Horst reagierte auf seine Art: Das Waldhotel verklagte den Bürgermeister. Die Behauptung, das Waldhotel zahle keine Gewerbesteuern in Göhren, wurde Pester gerichtlich untersagt.

Es ist ein ungleiches Duell. In Göhren trifft ein schwacher Staat auf eine aggressive Firmengruppe, die bei jeder Gelegenheit ihren Anwalt einschaltet. Der ehrenamtliche Bürgermeister steht einem professionellen Investor gegenüber, der nicht einmal in Göhren gemeldet ist. Wilfried Horst profitiert vom Strand, von der Landschaft, von den Straßen, der Müllabfuhr. Aber Steuern zahlt der Privatmann Horst nach eigener Auskunft nicht in Göhren, sondern in Bad Oeynhausen, dort, wo seine Meldeadresse ist. Dennoch nimmt der Investor Einfluss auf politische Entscheidungen in der Gemeinde Göhren. Und Wolfgang Pester kann Wilfried Horst dabei meist nur so machtlos zusehen wie die Bundesregierung den Finanzströmen internationaler Hedgefonds. In Göhren läuft im Kleinen schief, was auch im Großen nicht funktioniert.

Horst gewann vor Gericht, aber in Göhren war die Lage nach Pesters Rede nicht mehr dieselbe. Horst hatte Druck gemacht, doch Pester war nicht eingeknickt. Schließlich lenkte Horst ein.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das Waldhotel hatte als einziges Unternehmen im Ort bereits mit dem Aufzug geworben, doch der lief noch immer nicht. Die Gäste beschwerten sich. Lokalzeitungen und die Super Illu berichteten, das Fernsehen kam, der NDR und RTL, selbst Mario Barth machte sich über die Göhrener und ihren Fahrstuhl lustig, der seit einem Jahr fertig war und trotzdem nicht fuhr. Freunde riefen Horst an und fragten, was da los sei. Zum ersten Mal musste er sich rechtfertigen. Er zog die meisten seiner Forderungen zurück. Im Oktober ging der Schrägaufzug endlich in Betrieb.

Göhren im Dezember. Rund 20 Zuschauer sind zur letzten Gemeinderatssitzung des Jahres in die Aula gekommen. Über ihren Köpfen Industrieleuchten, vor ihnen türkisfarbene laminierte Schultische, an denen acht Gemeinderatsvertreter sitzen, einer ist krank, Klaus Möller und Wolfgang Pester sind da. Sie stimmen ab über das nächste große Projekt von Herrn Horst.

Seine neueste Idee ist es, am Südstrand eine Klinik für essgestörte Kinder zu bauen. Es wäre ein gutes Geschäft. Die Eltern der Kinder und ihre Großeltern und Freunde würden auch in der Nebensaison kommen. Es gäbe dann nur noch eine Jahreszeit in Göhren. Herr Horst könnte das ganze Jahr über Geld verdienen.

Den Gemeindevertretern gefallen Horsts Pläne, sie stimmen mit 8 : 0 dafür, auch Pester.

Im Anschluss eröffnet Pester die Bürgerfragestunde. Im Zuschauerraum erhebt sich ein kleiner Mann mit grauem Vollbart und kurzem strohigem Haar. Er trägt ein helles Jeanshemd, das er unterm Bauchnabel in seine Jeanshose gesteckt hat. Göhren habe schon oft genug erlebt, dass Zusagen nicht eingehalten wurden, sagt er. »Wie können wir sicher sein, dass das wirklich eine Klinik wird?«

Am nächsten Tag steht Bernd Elgeti, 62 Jahre alt, auf dem Kirchberg am Ortsrand von Göhren. Er engagiert sich in einer Göhrener Bürgerinitiative mit rund 70 Mitgliedern, früher leitete er eine Baufirma im Ort, heute betreibt er gemeinsam mit seiner Lebensgefährtin eine Pension. Er ist ein konservativer Mann. Wenn es nach ihm geht, soll Göhren so bleiben, wie es ist.

Vor ihm erstreckt sich eine unwirkliche Landschaft, wie aus einem Aquarell geschnitten, grüne Wiesen, am Horizont Wald, dann der Südstrand, das glitzernde Meer. Mitten in diesem Aquarell wird in ein paar Jahren Horsts Klinik stehen.

Es gibt am Südstrand bereits eine Rehaklinik; eine Augenklinik und eine Fabrik für Implantate sind geplant. Horsts Klinik aber soll das größte Gebäude werden, höher als die Bäume. »Warum muss eine Klinik so hoch sein?«, schimpft Elgeti. »24 Meter hoch, das sind sechs Geschosse.« Er befürchtet, dass Herr Horst keine Klinik bauen will, sondern ein Hotel.

»Ich könnte meinen Kopf drauf verwetten«, sagt Elgeti, »dass diese Gemeindevertretung, noch bevor in drei Jahren neu gewählt wird, für die Klinik eine Nutzungsänderung in ein Hotel beschließt.« Es wäre das erste Hotel in Göhren am bisher unerschlossenen Südstrand. Horst sagt dazu gegenüber der ZEIT, es sei gar nicht möglich, aus der Klinik ein Hotel zu machen, dies widerspreche dem Bebauungsplan. Bernd Elgeti aber fürchtet, der Gemeinderat könne mit den Stimmen der »fünf von der Stange« eine Nutzungsänderung beschließen.

Elgeti sitzt jetzt auf einer Sofagarnitur aus hellem Holz und roten Polstern in einer der Ferienwohnungen seiner Pension. Neben ihm liegen vier dicke Leitz-Ordner, darin sammelt Elgeti Zeitungsartikel und Gemeinderatsbeschlüsse, E-Mails und Fotos, es ist seine persönliche Chronik von Göhren. Elgeti hat alles archiviert. Fast immer geht es darin um Herrn Horst.

Was ihn am meisten empört, ist die Sache mit dem Stabenweg, der unterhalb des Kirchbergs verläuft.

Das Waldhotel kaufte dort 2010 ein Ackergrundstück, angeblich um einen Kräutergarten für die Hotelküche anzulegen. Das Grundstück ist zwei Hektar groß – es wäre ein gigantischer Kräutergarten gewesen. Jetzt soll aus dem Acker Bauland werden und dort eine Wohnsiedlung mit 33 Ein- und Zweifamilienhäusern entstehen. Der Wert des Grundstücks würde schlagartig auf mehrere Millionen Euro steigen. Es fehlt nur noch die Baugenehmigung – die Horst trotz seines Erpressungsversuchs nicht bekam.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Im Gespräch mit der ZEIT bestätigt Herr Horst die Sache mit dem Garten, auch das zuständige Forstamt spricht davon, dass »ein Kräutergarten« im Raum stand. In Horsts schriftlichem Angebot für das Grundstück aber war von einem Kräutergarten nicht mehr die Rede.

Bernd Elgeti sagt, Herr Horst beherrsche die Gemeinde wie bei einem Schachspiel, er habe seine Bauern, seine Läufer, seine Springer. »Herr Horst beherrscht jeden, der in diesem Spiel mitspielt.« Und Horst selbst – ist der König.

Sogar Horsts Gegner können sich einer gewissen Faszination für seine Gewieftheit nicht entziehen. Wenn man den Göhrenern zuhört, wie sie über Horst sprechen, könnte man denken, der Großinvestor Warren Buffett persönlich habe sich den Ort gekauft. Es wirkt auch wie eine Entschuldigung – einem so unglaublich starken Gegner muss man ja unterliegen.

Wolfgang Pester dachte, im neuen Jahr würde es ruhiger werden. Die Klinik war beschlossen, der Fahrstuhl lief. Doch das neue Jahr brachte neue Pläne. Herr Horst versuchte wieder, die Baugenehmigung für die Wohnsiedlung am Stabenweg zu bekommen. Im Ort erzählen sie, er wolle auch weitere Grundstücke am Südstrand kaufen, von einer Klinik für traumatisierte Soldaten ist die Rede und von einem Parkplatz. Horst bestreitet das.

Pester sagt, er wisse nicht, was Horsts Ziel sei. »Aber anscheinend muss er bauen. Ohne Steine, ohne Kalk, ohne Mörtel kann er nicht, das ist sein Leben.«

Wilfried Horst könnte sich längst zur Ruhe setzen. Er braucht nicht mehr zu arbeiten, er hat genug Geld für sich und seine Kinder und deren Kinder. Er könnte mit seinen drei Enkeln, vier, fünf und sieben Jahre alt, spielen, könnte sich an den Strand setzen, seine Füße ins klare Ostseewasser halten und Muscheln zählen. An guten Tagen, wenn die Sonne scheint, der Wind sanft weht und die Möwen kreischen, fühlt sich Göhren an wie das Paradies.

Doch wenn man im Paradies lebt, sagt Herr Horst, vergisst man irgendwann, wie schön das Paradies eigentlich ist. Herr Horst sieht den Sandstrand nicht mehr, nicht die Eschen an der Steilküste, hört nicht mehr die leise Brandung.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Im Waldhotel haben sie ein Wasserbecken, das aussieht wie eine riesige Auster. Dort liegt man im warmen Wasser, 28 Prozent Salzanteil, 45 Minuten in der Auster sollen so erholsam sein wie fünf Stunden Schlaf. »Hin und wieder lege ich mich dort hinein, um auszuruhen«, sagt Wilfried Horst. Aber in der Ostsee war er noch nie.

Grenzgänger

Nächstenliebe ist ihr Mantra. Integration ihr Ziel: Flüchtlingshelfer sind für viele Menschen Alltagshelden. Michael Berger ist anders. Seine Geschichte zeigt eine Schattenseite der Helferszene. Und dass Gefahren für Geflüchtete nicht nur auf ihrer Route lauern.

Von Johannes Giesler, GO-Magazin, 28.09.2016

Der Schleuser hat es nicht eilig, die Grenze zu überqueren. Sechzig Kilometer ist er am Rhein entlanggefahren, auf der französischen Seite. Er weiß, eine der Brücken nach Deutschland zu nehmen, ist leichtsinnig. Sie werden streng kontrolliert. Aber er hat den blinden Fleck der Grenzpolizisten ausgekundschaftet: Wo der schlammig braune Strom nach Norden fließt, die Grenze jedoch nach Westen abknickt, liegt das Örtchen Lauterbourg. Dort stellt er sein Auto ab und setzt sich ins Café La Fontana.

Er könnte Michael Berger heißen. 54 Jahre alt, weiße Haare ziehen sich durch das strähnig dunkle Blond. Er grinst aufgeregt, aber nicht ängstlich – Berger schleust nicht zum ersten Mal. Er sagt: „Das ist meine Mission“.

Berger spricht leidenschaftlich und impulsiv, wie jetzt in sein Handy, auf das er immer einen Teil seiner Aufmerksamkeit verschwendet. Er kaut und organisiert, fährt und liest, ruht und tippt, Berger löst seine Aufgaben gleichzeitig, nicht nacheinander und wirkt dadurch oft fahrig. Heute ist eine der wenigen Ausnahmen: Ein letztes Mal checkt er das Display, schaut auf, sagt: „Ein guter Flammkuchen gehört zu einer Fahrt durchs Elsass. Genießen wir die Zeit.“

Dass sein Begleiter Angst hat, merkt er nicht. Fenan aus Eritrea kauert mehr als er sitzt, der Blick des 29-Jährigen flattert vorbeirauschenden Autos hinterher, aufmerksam scannt er Fußgänger nach Uniformen. Zwischen seinen Fingern kreisen Messer und Gabel. Er hat Hunger. Aber er will nichts essen, er will weiter. Vor ein paar Wochen hat er sein Flüchtlingscamp auf Sardinien verlassen. Mit der Fähre gelangte er ans Festland, auf der Ladefläche eines Trucks nach Paris, mit dem TGV nach Straßburg. Dort hat Berger ihn abgeholt, um ihm über die letzte Grenze zu helfen. Aber jetzt schlägt der Schleuser die Beine übereinander und bestellt zum Nachtisch Käsekuchen.

Schon einmal hatte Fenan sein Ziel erreicht: Deutschland, Asylantrag, Duldung, er fühlte sich sicher. Dann wurde er abgeschoben. Das Dublin-Abkommen verfügt, ein Geflüchteter muss in dem europäischen Land Asyl beantragen, das er zuerst betreten hat. Fenan landete nach seiner Flucht über das Mittelmeer in Italien und nun bindet ihn sein Fingerabdruck an dieses Land. Berger will Fenan nicht nur helfen, die Grenze zu passieren, sondern auch in Deutschland zu bleiben zu können.

Hauptberuflich arbeitet Michael Berger als Organist einer Kirchengemeinde. Er gibt Kindern Klavierunterricht und leitet vier Chöre, verdient 1500 Euro im Monat. Seit einem Jahr gibt er davon ein Drittel aus, für seine Nebenbeschäftigung als ehrenamtlicher Flüchtlingshelfer. Er schleust Geflüchtete über Grenzen, versteckt sie in seinem Haus, begleitet sie zum Ausländeramt und zu Sozialhelfern. Er sagt, er wolle sie vor der Willkür der Beamten schützen. Aber er will noch mehr.

Berger wischt sich letzte Krümel aus den Mundwinkeln. „Hier steht die Tür offen“, sagt er und deutet die Straße hinunter, „gehen wir einfach durch.“ Hinter der nächsten Kreuzung wird die französische Départementstraße 468 zur deutschen Kandeler Straße, das alte Wachhäuschen am Grenzstein ist mittlerweile ein Zollmuseum. Berger setzt sich in seinen mausgrauen Passat, ein ehemaliges Taxi, 465 780 Kilometer auf dem Tacho. Sein Fahrgast Fenan duckt sich auf der Rückbank, sie

fahren los, ohne Eile und mit heruntergelassenen Fenstern. Dann sehen sie das ausgeblichen blaue Schild, darauf prangt inmitten eines gelben Sternenkranzes: Bundesrepublik Deutschland. Nach wenigen Kilometern beginnt der französische Radiosender zu rauschen.

Am Abend sitzt Berger in seinem Wohnzimmer. Im Hintergrund duckt sich ein schwarzgelackter Konzertflügel. In der Luft hängt der Geruch von Waschmittel, schwer, wie die Wäsche an den Drähten, Jeans, Shirts, Hemden, mindestens Größe L. Berger hat die Augen geschlossen, seine rechte Hand ruht unter dem blaugefleckten Hemd auf der linken Schulter, als wolle er sich selbst umarmen. Eine Pose, in der er oft verharrt, wenn er sich für einen Moment zurückzieht. Stille.

„Mister Berger, Hilfe! Ich habe ein Problem“, stottert ein junger Gambier. Barfuß ist er aus seiner Kammer geschlichen, kurze Trainingshose und Top, darunter zeichnen sich in tiefen Konturen die Bauchmuskeln ab. Er will gleich hinter dem Haus Gewichte stemmen. „Ah, mein starker Bodyguard!“, sagt Berger und tätschelt die gewölbte Brust. „Was ist los?“ „Mein Handy wurde gestohlen, muss ich die Rechnung bezahlen?“ „Nach deinen vielen Umzügen wird dich kein Inkassounternehmen finden. Mach dir keine Sorgen.“ Dankbar umarmt der „Bodyguard“ seinen Beschützer und tappst zu seiner Hantelbank.

Bergers Handy brummt auf dem Esstisch. Der freundliche Schleuser von nebenan, wie er sich im Spaß nennt, hat es seit seinem Flammkuchen ignoriert. 41 Anrufe, 22 Facebook-Nachrichten, neun Mails. Er öffnet eine Nachricht von Ibrahim:

„Two days my family doesn't eat only drinking water. Even to buy bread it is not possible. Can u help us?“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Berger tippt: „My day was very long. But really I'm aware about your situation.“

Ibrahim: „Okay friend. But u have to do ur best for me. I really need help. Now all my hope is on you my friend. God will bless u for what u are doing people around the world. May god protect u and give long time good health.“

Ibrahim ist ein Freund aus Gambia. Mit ihm begann Bergers Verbindung zu diesem Land. Ibrahim schrieb im Januar 2015 eine Facebook-Nachricht: Sein Vater sei gestorben, er sei jetzt allein verantwortlich, habe kein Geld, müsse die Familie ernähren, bitte um Hilfe, bitte schnell, God bless you.

Eine Bettelmail, wie sie täglich zu Tausenden über soziale Netzwerke aus Entwicklungsländern nach Europa geschickt werden – der Absender anonym, der Empfänger wahllos. Berger hob das Schicksal Ibrahims aus dieser Anonymität. Sie schrieben lange hin und her. Dann überwies er fünfzig Euro.

Es war eine Zeit, in der sich Michael Berger in Einsamkeit verloren hatte. Sein Blick in die Zukunft war verwaschen, wie durch Milchglas. Deutschland war ihm nach mehr als zwanzig Jahren in der Schweiz fremd geworden. Seine Ehe und die Beziehung zu seinem Sohn waren zerbrochen. Das Verhältnis zu seiner Mutter, bei der er damals lebte, zerrüttet. Er war auf der Suche nach einer Aufgabe. Auch deswegen war er so empfänglich für den bedürftigen Ibrahim. Mittlerweile habe er 20 000 Euro nach Gambia überwiesen, sagt Berger.

Er weiß nicht genau, wie viele Leute er unterstützt. Neben Ibrahim sind da Ndao, Jammeh, Kama und viele andere. Manchmal redet er von zwanzig weiteren, dann wieder sind es doppelt so viele. Es gebe dort keine Individuen, sagt er. Alles in Gambia sei vernetzt und hänge zusammen, wie ein großer, kranker Organismus. Wenn

er Geld schickt, Sorge er nur für kurze Linderung. Fünfzig Euro ergeben 2500 Dalasi, dafür bekommt Ibrahim einen Sack Reis, 50 Kilogramm. Oder Malaria-Medikamente, die in staatlichen Krankenhäusern Mangelware und in privaten Praxen unbezahlbar sind.

„Ich wurde oft betrogen. Ich muss aus dem Bauch heraus entscheiden, ob die Geschichten auf meinem Handy echt sind“, sagt Berger. Ibrahim schickte eine gefälschte Schulbescheinigung. Ein anderer Bedürftiger mailte Bilder von sich, wie er, geschwächt von Malaria, im Dreck dahinsiechte. Es wurde immer dramatischer: Schulden, Unfallopfer, Kranke. Ein groteskes Kammerspiel um Bergers Gunst und Geld. Meist fand er zu spät heraus, dass er angelogen wurde. „Ich habe sie trotzdem begnadigt.“ Berger hievt sich aus seinem Stuhl, er gehe jetzt schlafen, fühle sich ausgelaugt und völlig fertig.

Er könne nicht alle retten, sagt er manchmal. Es werde ihm zu viel, folgt dann. Das ganze Leid, das ihn durchs Handy anschreit, in Texten, Bildern, verzerrten Sprachnachrichten. Manchmal muss er sich um fünf Menschen gleichzeitig kümmern – „Schicksale managen“, so nennt er das. Mit einem Schulterzucken drückt er aus, wofür er keine Worte findet: Er hat Abhängigkeit geschaffen – nun weiß er nicht, wie er sich daraus zurückziehen soll. Doch er hat sich auch an Anerkennung und Dankbarkeit gewöhnt.

Zurzeit leben fünf junge Gambier in seinem Haus. Sie nennen es „National-Camp“. „Wann immer Mister Berger Gambier trifft, will er ihnen helfen. Er ist ein guter Mann“, flüstert einer seiner Schützlinge, streicht dabei seine kinnlangen Rastas aus dem ebenmäßigen Gesicht. Er ist spät von der Arbeit zurückgekommen und will den Beschützer nicht wecken. Er misst 1,95 Meter und hievt eine Pfanne aus dem obersten Küchenregal, seine Oberarme stellen das Shirt vor eine Zerreißprobe. Tagsüber arbeitet der Riese in einem Restaurant, 1,05 Euro Stundenlohn – der übliche Satz für Geflüchtete. Davon kauft er meist Essen, fast immer Reis und Kartoffeln,

dazu gibt es einen Eintopf mit Erdnüssen, Gemüse, Hühnerfleisch und viel Palmöl. Das kippt er jetzt schwungvoll in die Pfanne.

Im National-Camp sind die Stromkosten explodiert, von sechzig auf 210 Euro im Monat. Die letzte Telefonrechnung schlug mit 140 Euro zu Buche. Deshalb behält Berger fünfzig Euro des Taschengelds ein, das jeder seiner Schützlinge vom Ausländeramt bekommt. Weil das nicht reicht, hat er noch eine Initiative gegründet, er flachst: „Grüne Schwarzarbeit mit Schwarzafrikanern“. Die Jungs mähen Rasen, schneiden Hecken, stutzen Bäume. Der letzte Auftrag war lukrativ: 250 Euro. „Dann haben sie was zu tun und kommen nicht auf dumme Gedanken. Gut gebaut für die körperliche Arbeit sind sie ohnehin“ sagte er danach. Die Aufträge werden hinter vorgehaltener Hand erteilt, mit einem Händedruck besiegelt und bar in die Hand bezahlt.

Der nächste Tag; noch vor den ersten Sonnenstrahlen fährt Berger den Riesen zum Sozialamt, der soll in eine andere Stadt verlegt werden. Zwar ist er bei Berger untergeschlüpft, er isst, schläft und lebt bei ihm, seine Postadresse aber ist ein offizielles Heim. Und seine künftige Adresse hat den Ruf, ein Sammelbecken für Geflüchtete zu sein, die abgeschoben werden. „Das werde ich nicht zulassen“, sagt Berger. Im National-Camp habe noch kein Beamter gesucht.

Sie stehen vor Zimmer 312 auf dem Gang, der während des Wartens in seiner erdfarbenen Eintönigkeit die Konturen zu verlieren droht, ohne Stühle, ohne Uhr, ohne Termin. Durch die Fenster dringt Bohrmaschinenkreischen, Sägeratschen und Hammerschläge, die Kakophonie einer Großbaustelle. Nach acht Stunden bekommen sie ihren Termin: In zwei Wochen sollen sie wiederkommen. Doch da ist der Riese auf sich allein gestellt.

Berger hat sich Urlaub genommen, er will einen Freund besuchen, den er in Gambia kennen gelernt hat. Für die Flucht durch Wüsten und über das Mittelmeer hat

er ihm rund 2000 Euro überwiesen, jetzt lebt Ansu Mana in einem Heim auf Sardinien. Sie trafen sich auch auf Bergers letzter „Sardinienmission“, aßen Käsepizza und spazierten durch ein Touristenstädtchen. Dann hatten sie Sex. Er hofft, dass es in zwei Wochen wieder passiert.

Michael Berger ist schwul. Oder bisexuell, das weiß er nicht genau. Vor vielen Jahren unternahm er eine Bergwanderung mit einer Freundin und einem Freund. Spät am Abend saßen sie zusammen auf einer Bank, nur umgeben von schroffer Natur, es schüttete, durchnässt umarmten sie sich. „Das ist alles, was ich brauche“, dachte Berger in dem Moment. „Eine Beziehung, drei Menschen, und ich in der Mitte.“ Mit einem Mann könne er die Erregung teilen, ein Mann spüre wie er, Männer zögen sich viel stärker an. Eine Frau sei verständnisvoller und erscheine so weich und schön, wie es einem Mann nie könnte.

Berger aber ist alleine. Er spürte schon früh, dass er Männer mag, viele faszinierten ihn. Es gab auch Freundschaften und Nähe, es gab Stefan, bei dem er die Worte das erste Mal fühlte: „Ich liebe dich.“ Doch es gab immer Grenzen, Stefan hielt ihn auf Distanz, nannte ihn „Furunkel“. Als Berger volljährig wurde, lernte er Frank kennen. Pfarrer, 50 Jahre alt, ein Freund der Familie. Verheiratet, Vater von vier Söhnen. Er nahm sich Zeit, hörte Berger zu, berührte ihn, schlief mit ihm. Es war eine Beziehung im Geheimen. Der Pfarrer kümmerte sich viel um junge Männer in Lebenskrisen. „Da war wohl auch immer Erotik im Spiel, viele seiner Schutzbefohlenen wurden seine Geliebten“, ist sich Berger sicher. Es fühlte sich falsch an, lieber hätte er mit dem jüngsten Sohn des Pfarrers geschlafen.

Dieses Gefühl trieb ihn in die Arme vieler Therapeuten, sie behandelten ihn wie einen Kranken. Eine wollte ihm den „Dämon des Schwulseins“ austreiben, ein anderer sagte, er müsse seine Bedürfnisse ignorieren. Berger wurde älter, doch seine Vorliebe für junge Männer blieb.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Bis er in der Schweiz Fiora kennen lernte, eine Italienerin, mit dunklem Teint, kräftig und muskulös, beinahe burschenhaft. Sie wusste, dass er auch Männer attraktiv fand, war aber überzeugt, dass sie ihn „auf Spur bringen konnte“. Sie wollte sich auf das Wagnis einlassen – schaute er einem Jungen hinterher, verführte sie ihn am Abend, sie trieben es auf dem Boden. „Trotzdem musste ich immer kämpfen, mir dabei keine Männer vorzustellen.“

Sie zogen in ein kleines Bergdorf. Berger brach sein Musikstudium ab. Er fand einen Job an der Waldorfschule und verdiente gutes Geld, 2000 Franken im Monat. Er heiratete Fiora. „Allein das Fest war es wert“, sagt er: klassisches Konzert, Chorgesang, danach Grillen auf einer Waldlichtung.

Fiora wurde schwanger. Und Berger wusste: Auf dieses Kind habe ich mein Leben lang gewartet. Dieses Kind zu lieben, darf mir niemand verbieten. Fabian wurde geboren, und die Beziehung zu seinem Sohn erfüllte ihn. Je vertrauter er mit seinem Sohn wurde, desto mehr entfernte er sich von seiner Frau. Als Fabian zehn Jahre alt war, bestand die Ehe mit Fiora nur noch auf dem Papier. Sie hatte es aufgegeben, seine Gedanken von jungen Männern fernzuhalten. Sex wollten beide nicht mehr. Eines Abends spielte Berger mit seinem Sohn, sie lagen beieinander. In dieser innigen Nähe bekam er eine Erektion und Fabian fasste danach. Der Vater ließ es zu, aus Neugierde, sagte er sich im Nachhinein. Vielleicht grenzwertig, aber nicht grenzüberschreitend, beruhigte er sich.

Drei Jahre später tollten die beiden wieder miteinander, wie es Vater und Sohn eben machen, sie waren sich nah, wie Vater und Sohn eben nah sind. Dann überschritt Berger die Grenze. Er zog den Jungen aus und fasste ihm zwischen die Beine, fasste die Erektion an, der Junge fasste die Erektion des Mannes an, sie rieben sich gegenseitig, mit den Händen, befriedigten sich mit den Mündern, bis zum Samenerguss. Der Mann wusste, dass es verboten war – der Junge war dreizehn. Seit Ewigkeiten aber hatte niemand mehr seinen Penis angefasst. In den nächsten beiden

Jahren überschritt Berger die Grenze noch 18 Mal. Dann sagte sein Sohn: „Wenn du mich nochmal anfasst, erwürge ich dich.“

Eine Woche später zeigte Berger sich selbst beim Jugendamt an. Er kam sofort in Untersuchungshaft, wurde angeklagt und wegen sexuellem Missbrauch zu drei Jahren Haft, davon 18 Monate auf Bewährung, verurteilt. Im Gerichtsurteil steht, er habe schwere psychische Probleme und eine Persönlichkeitsstörung. Während der Verhandlung beharrte er darauf, die Initiative sei von seinem Sohn ausgegangen. Mittlerweile hat er seine Strafe abgesessen, wurde aus der Schweiz abgeschoben und hat ein zehnjähriges Einreiseverbot. Er lebt geschieden von seiner Frau und hat keinen Kontakt zu seinem Sohn. Er musste Therapien machen, in der Schweiz und in Deutschland. Offiziell gilt er als resozialisiert.

Berger ist einer von acht Millionen freiwilligen Flüchtlingshelfern in Deutschland. Und er lebt mit fünf jungen Männern in seinem Haus, die schutzbedürftig sind. Die offiziell volljährig sind, ihr genaues Alter aber nicht kennen oder nennen wollen. Berger ist auch einer von 300 000 Pädophilen.

„Wenn der Täter einsichtig wäre, würde er sich von jungen Männern fernhalten, sie keinesfalls bei sich schlafen lassen. Das Rückfallrisiko ist extrem hoch“, sagt Ursula Enders. Sie ist Mitbegründerin von „Zartbitter“, einer der ältesten Beratungsstellen gegen sexuellen Missbrauch. Als der Flüchtlingsstrom zunahm, befürchtete Ursula Enders, dass sexuelle Übergriffe gegen junge Geflüchtete zunehmen würden. Sie hat viele solcher Fälle auf ihrem Tisch.

„Häufig wollen pädosexuelle Menschen Paten für Geflüchtete werden. Auch wenn die jungen Männer volljährig sind, ist dennoch eine Schutzbedürftigkeit vorhanden“, sagt Enders. Komme es zum Sex, sei das emotionale Ausbeutung, die nicht strafbar, aber moralisch verwerflich sei. Sie erklärt, dass die jungen Menschen

leicht zu missbrauchen seien, traumatisiert nach der oft jahrelangen Flucht hätten sie kaum noch psychische Widerstandskraft.

Berger liegt auf seinem Sofa, nach der Tortur beim Sozialamt will er sich ausruhen, er starrt verloren an die kahle, weiße Wand, nicht ein Bild hängt im ganzen Haus. Er hustet keuchend, kriegt kaum Luft und reibt seine geröteten Augen während er aus seiner Vergangenheit auftaucht. „Ohne Sex verliert das Leben an Geschmack“, sagt Berger. Er sei immer im Clinch mit sich selbst: Er, der Beschützer gegen seine Lust und Verlangen. „Aber meine Schützlinge sind mir wichtiger als ich selbst.“

Er sagt, er habe mit keinem der Gambier in seinem Haus geschlafen. „Ich fühle, ob mein Gegenüber das auch will.“ Klar, das Zusammenleben sei für ihn prickelnd und erotisch, die körperliche Nähe reizvoll. Viele von ihnen stammen aus ärmlichen Verhältnissen und sind auf engstem Raum aufgewachsen, Berührungen waren normal für sie. Jetzt ist es normal, wenn Berger sie etwas zu lang umarmt. Seine Hand auf den Schenkel legt, Reaktionen abwartet. Klar würde etwas laufen, wenn es einer annehmen würde. Aber er versuche, seine Fantasien abzulenken, weg von seinen Jungs. Klar, abends hole er sich einen runter, diskret in seinem Zimmer.

Ein paar Tage später möchte er Raman zu sich zu holen. Der Junge ist 17, sie haben sich auf Sardinien kennen gelernt. Vor wenigen Tagen schaffte er es durch die Schweiz nach Deutschland und lebt jetzt in einem Heim für minderjährige Geflüchtete, hunderte Kilometer von Bergers Zuhause entfernt. Die Heimleiterin schüttelt Berger die Hand: „Schön, Sie kennen zu lernen! Sie haben ja am Telefon schon viel über Gambia und ihr Engagement erzählt“, sagt sie mit fester, lauter Stimme und läuft voraus in ihr Büro. Vorbei an weißen Türen, die nur angelehnt sind und spaltweise Blicke in identische Zimmer zulassen, je sechs Betten, Schränke und Stühle, dazu ein Tisch. Das Büro ist chaotisch, Ordner stapeln sich, an der Wand Sprudelkisten, Kartons mit Kleiderspenden quellen über: Jacken, Schals, Handschuhe. „Sie glauben nicht, wie die Jungs frieren“, sagt die Leiterin. „Zu ihrem Vorschlag: Sie

können Raman nicht mitnehmen, weil er minderjährig ist und wir für ihn verantwortlich sind.“ Aber es sei möglich, den Mittag zusammen zu verbringen.

Raman sieht jung aus. Unreine Haut, volle Lippen und Brauen, krause Haare unter einer Wollmütze. Er sagt, er wisse nicht, ob er 17 sei. Aber er weiß, dass Minderjährige nicht abgeschoben werden dürfen. Jetzt liegt er neben Berger auf einer Wiese, es riecht nach frisch gemähtem Gras. Sie haben die Köpfe zusammengesteckt und senden mit Bergers Handy Sprachnachrichten nach Gambia: „Es ist wie ein wahr gewordener Traum. Ich bin der glücklichste Mensch. Ja, ich bin bei 'big man Berger'. Deutschland ist ein wundervoller Ort.“ Sie halten sich fest an der Hand. Zum Abschied sagt Berger: „Du bist ein schöner junger Mann. Bis bald.“

Eine Woche später fährt Berger wieder zu Raman. Dieses Mal ist die Heimleiterin strenger, neue Auflagen vom Jugendamt. Nur Autorisierte dürfen die Jungs sehen. Also vereinbart Berger einen heimlichen Treffpunkt, hinter der Kapelle im Nachbardorf, niemand soll sie erwischen. Sie verbringen den Tag zusammen, essen Spaghetti Frutti di Mare, danach schwimmen sie zusammen im Freibad. Abends bringt er Raman unbemerkt zurück ins Heim.

Er spüre eine große Bereitschaft bei Raman, sagt Berger danach.

Klassenunterschied

In Deutschland soll jedes Kind die gleichen Chancen bekommen. Doch wie stark hängt die Leistung eines Schülers von seiner Herkunft ab – und wie stark vom Unterricht? Das SZ-Magazin hat ein Schuljahr lang zwei sehr verschiedene erste Klassen in Berlin begleitet

Von Björn Stephan, SZ-Magazin 15.07.2016

Es fängt ja schon beim Fluchen an. Wenn sich die Kinder an der Reinhardswaldschule streiten, sagen sie: »Hör mal bitte auf!« oder rufen nach ihrer Lehrerin: »Frau Freiesleben, der ärgert mich!«

Die Kinder an der Jens-Nydahl-Schule sagen: »Ey, du Bananenkopf«, »du Salami«, »du Salat« oder »du Schawarma«. Manchmal sagen sie: »Deine Mutter ist eine Hure!« Aber nur auf Türkisch oder Arabisch, damit Frau Sedler es nicht versteht.

Die Jens-Nydahl-Schule und die Reinhardswaldschule sind Grundschulen in Berlin. Sie liegen beide in Kreuzberg, nur 1,3 Kilometer Luftlinie voneinander entfernt, getrennt vom Landwehrkanal und der vierspurigen Urbanstraße. Und doch klafft zwischen ihnen eine unsichtbare Schlucht. Die Schlucht trennt die Starken von den Schwachen.

Die Reinhardswaldschule, gesäumt von sanierten Altbauten, hat 665 Schüler. 269 sind nichtdeutscher Herkunftssprache, ndH, wie das im Soziologendeutsch heißt: Das ist ein ndH-Anteil von 40,5 Prozent.

Die Nydahl-Schule hat 367 Schüler, nur zwei sprechen Deutsch als Muttersprache, das ist ein ndH-Anteil von 99,5 Prozent. Die Schule liegt hinter dem »Südblock«, einer Sozialwohnsiedlung am Kottbusser Tor, die wie eine Festung wirkt.

Würden alle Eltern im Einzugsgebiet ihre Kinder auf die Nydahl-Schule schicken, läge der ndH-Anteil bei nur etwa 60 Prozent. Aber wer das vermeiden kann,

vermeidet es. In kaum einem anderen industrialisierten Land hängt der schulische Erfolg so sehr von der sozialen Herkunft ab wie in Deutschland.

Das SZ-Magazin hat ein Schuljahr lang zwei erste Klassen begleitet, die 1.2.h an der Reinhardswaldschule und die 1-2-3 B an der Jens-Nydahl-Schule.

SAMSTAG, 5.9.2015 EINSCHULUNG, NYDAHL-SCHULE

Ihre Kolleginnen an der Nydahl-Schule nennen sie eine Zauberin. Weil Birgit Sedler, 47 Jahre, dunkle Locken, Sanftmut im Blick, selbst die schwierigsten Kinder in den Griff bekommt. Kinder, die mit Stühlen schmeißen oder die erzählen: »Papa hat gestern wieder seinen Revolver geputzt.«

12 Uhr, kurz nach der Einschulungsfeier. Sedler führt die vier Kinder, die heute in ihrer Klasse eingeschult werden, von der Aula in den Klassenraum. Die Großen sind auch gekommen. An der Nydahl-Schule werden die ersten drei Jahrgänge zusammen unterrichtet, verteilt auf neun Klassen.

»Çüş, die Erstis!«, sagt ein Junge aus der Dritten, als die vier Neuen, die Schultüte im Arm, den zu großen Tornister auf dem Rücken, in den Raum schwanken. Ali, Leonie, Yunus und Aras. Ihre Namen stehen auf Kärtchen, aber sie brauchen eine Weile, um sie zu entziffern und ihren Platz zu finden. Sedler bittet sie, sich vorzustellen.

»Ich heiße Ali«, sagt ein schüchterner Junge mit Segelohren, der mehr flüstert als spricht.

»Wir haben jetzt zwei Alis«, sagt Sedler. »Einen großen und einen kleinen.«

Der kleine Ali hat sieben Geschwister, Sedler hat schon zwei seiner Schwestern unterrichtet. Seit zehn Jahren arbeitet sie an der Nydahl-Schule. Damals gab es hier noch 600 Kinder, heute ist es die Hälfte, immer weniger Eltern schicken ihre Kinder an die Nydahl-Schule. Im vergangenen Jahr wurden an der Reinhardswaldschule 104 Kinder eingeschult, an der Nydahl-Schule nur 62, die meisten aus türkisch- und arabischstämmigen Familien. »Wir bekommen hier keine

biodeutschen Kinder her, da können wir sonst was anbieten, das schaffen wir nicht«, sagt Birgit Sedler.

Nach 45 Minuten schickt sie die Kinder nach Hause. Sie sieht zufrieden aus. Sie hat sich an mühsame Anfänge gewöhnt, so wie sie sich an die schwer zu buchstabierenden Namen gewöhnt hat. An Kinder, die mit neun Jahren so gut Deutsch sprechen wie ihre Tochter, als sie drei war. An Kinder, die zur Schule kommen und nicht wissen, wie sie einen Stift in der Hand halten sollen, weil sie noch nie einen Stift in der Hand gehalten haben.

Als Sedler voller Idealismus an der Nydahl-Schule anfang, war sie überrascht vom rauen Ton. Sie versuchte, dagegen anzuschreien, aber bald hatte sie Knötchen auf den Stimmbändern und wurde für zwei Monate krankgeschrieben. Mittlerweile hat Sedler verstanden, dass man leiser und nicht lauter reden muss, wenn man will, dass die Kinder zuhören.

Sedler ist zur Pragmatikerin geworden: Sie weiß, dass viele der Kinder zu Hause keinen Platz haben, um Hausaufgaben zu machen – oft haben sie nicht einmal Papier, sondern schreiben auf die Rückseite alter Rechnungen und Mahnungen. Also gibt sie keine Hausaufgaben mehr auf. Sie weiß, dass viele der Kinder zu Hause nicht frühstücken und keine Zähne putzen, deshalb gibt sie ihnen in der Schule Zeit dafür, jeden Tag von 8.55 bis 9.05 Uhr. Sedler schließt die Tür zum Klassenraum ab. Der fünfte neue Schüler, Jadouh, ein Flüchtling aus Syrien, ist nicht gekommen.

MONTAG, 7.9.2015 DER ERSTE SCHULTAG, REINHARDSWALDSCHULE

Lian steht vor dem Klassenraum und weint. Seine Mutter streicht ihm seine Locken aus der Stirn. Lian schluchzt noch, als er sich zu den anderen Kindern auf den Boden hockt und seine Mutter zur Tür hinaus schleicht.

»Was hattet ihr denn in euren Schultüten?«, fragt Frau Freiesleben, eine große, geduldige Frau, 48 Jahre alt, mit dunkel gefärbten Haaren, die sehr streng gucken kann, wenn sie will. Vor ihr sitzen 28 Schüler, 14 Erst- und 14 Zweitklässler, sie werden an der Reinhardswaldschule zusammen unterrichtet. Lian erzählt mit dünner

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Stimme, dass er Süßigkeiten und ein Trikot von Hertha BSC bekommen hat. Dann kommt Beren an die Reihe. Er ist fünf Minuten zu spät gekommen, ein blasser Junge mit schief geschnittenem Pony.

»Hast du auch einen Schultüte bekommen, Beren?«, fragt Frau Freiesleben.

»Ja«, sagt Beren.

»Und war da auch was drin?«

»Ja«, sagt Beren. Einige Kinder lachen.

»Was denn?«, fragt Freiesleben.

»Zeitungspapier«, sagt Beren mit gleichgültigem Gesicht. »Und Süßigkeiten. Aber die waren eklig.« Alle anderen Kinder lachen.

Danach malen sie ihre Schultüten auf ein Blatt Papier. Beren kann sehr gut malen. Er möchte Künstler werden, sagt er, seine Lieblingsfarbe ist schwarz, weil die so schön düster ist. Beren mag auch die Mona Lisa, Dinos und Superhelden, am liebsten Ant Man, den Ameisenmann, weil der so klein ist, dass ihn niemand sieht. Beren, das wird schon am ersten Schultag deutlich, ist ein bisschen anders als seine Mitschüler.

Seine Mutter, 41 Jahre alt, kommt aus Istanbul, sie lebt seit 37 Jahren in Deutschland. Von Berens Vater, einem Türken, hat sie sich vor drei Jahren getrennt, seitdem erzieht sie Beren und seinen großen Bruder, der auch auf die Reinhardswaldschule geht, allein. Sie wohnen zu dritt in einer Zweizimmerwohnung, gleich um die Ecke. Zurzeit hat Berens Mutter keinen Job.

An der Nydahl-Schule wäre das nichts Besonderes, dort beziehen 92 Prozent der Eltern Transferleistungen, an der Reinhardswaldschule sind es nur rund fünfzig Prozent. Die Reinhardswaldschule gilt mittlerweile als eine der besten in Kreuzberg: Zwei von drei Kindern wechseln von dort aufs Gymnasium. Der Schulhof, gemeinsam mit den Kindern entwickelt, wurde als einer der schönsten in Deutschland ausgezeichnet. Es gibt Kooperationen mit der Sarah Wiener Stiftung und Alba Berlin. Einige Schulleiter in Kreuzberg klagen, die Reinhardswaldschule nehme ihnen die »guten Kinder« weg. »Ich finde die Mischung bei uns optimal«, sagt Annette

Freiesleben. Sie unterrichtet seit 1999 an der Reinhardswaldschule. In der Zeit stiegen die Mieten, viele Migranten gingen, viele Akademiker kamen, und Freiesleben musste sich anpassen.

Vor allem an die Eltern. Freiesleben bekam auf einmal seitenlange E-Mails von Vätern, die ihr erklärten, das Arbeitsblatt über die Steinzeit entspreche nicht dem wissenschaftlichen Stand. Und als sie einmal eine Woche lang krank war, riefen um 23 Uhr Mütter bei ihr an: Wann sie gedenke, wieder zur Schule zu kommen?

Seitdem gibt Freiesleben ihre Nummer und ihre Mail-Adresse nicht mehr raus, nimmt sich aber häufig Zeit für ein Gespräch, um den Eltern die Angst zu nehmen. Die Angst, dass ihr Kind zu den Verlierern und nicht zu den Gewinnern zählen könnte.

In Berlin soll eigentlich jedes Kind – so wie Beren – auf die nächstgelegene Schule gehen, das ist das Sprengelprinzip. Es gibt viele Eltern, die wollen, dass ihr Kind nicht auf die nächstbeste, sondern auf die beste Schule geht. Die Reinhardswaldschule bekommt jedes Jahr doppelt so viele Anfragen, wie sie Kinder aufnehmen kann. Damit ihr Kind auf eine andere Schule kommt als auf die Sprengelschule, stellen viele Eltern Anträge beim Bezirksamt. Allerdings stets mit ungewissem Ausgang. Um ihre Aussichten zu erhöhen, legen manche Eltern sich eine Briefkastenadresse zu, fälschen Untermietverträge, Handyrechnungen und Kontoauszüge – so erwecken sie den Anschein, im passenden Sprengel zu wohnen.

Freiesleben sagt: »Früher gab es mehr Kinder aus sogenannten bildungsfernen oder sozial schwachen Familien.« Mehr Kinder wie Beren und weniger Kinder wie Lian.

MONTAG, 12.10.2015 WALDAUSFLUG, NYDAHL-SCHULE

Es ist minus ein Grad, der erste Wintertag des Jahres, und Ali, der kleine Junge mit den Segelohren, steht mit offenem Mund und zerrissenen Jeans im Düppeler Forst. Sein erster Klassenausflug. Um ihn herum recken sich Kiefern in den Himmel, das nasse Laub klebt am Waldboden, rote und gelbe Blätter. »Boah!«, sagt Ali.

Ali kennt die Gegend um das Kottbusser Tor, er kennt den Kiosk, der Wassereis für zehn Cent verkauft, und das Jugendzentrum im Böcklerpark, wo er

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Hausverbot bekam, weil er eine Toilette kaputtgemacht hatte – aber im Wald war er noch nie. Nur in den Büschen auf dem Schulhof, die sie auch »Wald« nennen.

»Das ist ein Nadelbaum«, sagt die Studentin, die die Klasse durch den Düppeler Forst führt, sie spricht, als läse sie eine Gutenachtgeschichte vor. »Wisst ihr auch, wie der Baum heißt?«

»Zapfen«, sagt Ebru.

»Nein, alle Nadelbäume haben Zapfen«, sagt die Studentin.

»Nadelbaum«, sagt Ali.

»Ja, das ist der Oberbegriff«, sagt die Studentin, »Aber dieser hier heißt Kiefer.«

»Käfer?«, fragt Aalaa.

»Nein, Mann, Kieferbaum!«, sagt Hassan. »Nein, nur Kiefer«, sagt die Studentin.

»Ah, wie Kieferorthopäde!«, sagt Hassan.

Birgit Sedler macht viele Ausflüge mit ihren Kindern, immer an Orte, die sie nicht kennen: ins Theater, ins Feuerwehrmuseum, in die Bücherei. Sie hat aufgehört, sich an den Lehrplan zu halten. Sie sagt: »Meine Kinder haben es doppelt schwer, sie müssen nicht nur rechnen, lesen und schreiben lernen, sondern auch noch eine neue Sprache: Deutsch.«

Die Eltern der meisten Kinder, die Sedler unterrichtet, sind schon länger in Deutschland, sprechen aber kaum Deutsch, im »Südblock« kommt man mit Türkisch oder Arabisch weiter. Doch selbst ihre Muttersprache beherrschen viele Kinder nicht richtig. Die meisten Eltern lesen ihnen selten vor, reden überhaupt wenig mit ihnen. In Sedlers Klasse sind nur zwei Mädchen in der Lage, komplexere Dinge für Jadouh, den Flüchtlingsjungen, der am zweiten Schultag dann doch erschien, ins Arabische zu übersetzen.

Die Kinder im Wald fangen an zu frieren, viele tragen nur Turnschuhe und dünne Regenjacken. »Mir ist kaltkaltkalt«, sagt Leonie, sieben Jahre alt. Ein Mädchen mit zwei blond gefärbten Strähnen, das Ponys mag, Hello Kitty und Glitzer.

In der U-Bahn, auf der Rückfahrt zur Schule, ist die Luft trocken und warm. Einige Kinder sind schon eingenickt, als Leonie von ihrem Vater erzählt: »Mein Papa lebt auf einem großen Schiff«, sagt sie, während sie auf ihrem Haarreif kaut. »Da schläft er auch, deshalb hat er mir am Geburtstag auch gar kein Geschenk gegeben, da war ich traurig.«

Kurz bevor die U-Bahn Kreuzberg erreicht, schläft auch Leonie.

DIENSTAG, 13.10.2015 REINHARDSWALDSCHULE

»Ich zeige euch einen Buchstaben, und dann bin ich gespannt, wer weiß, welches Bild auf der Rückseite zu sehen ist«, sagt Frau Freiesleben. Zweite Stunde, Deutsch. Sie hält ein A in die Luft.

»A wie Ameise«, sagt Emma. Sie hält ein P in die Luft. »P wie Pinsel«, sagt Lian.

So geht es reihum. Fast alle Kinder recken bei jeder Frage ihre Hände in die Luft, auch Beren. Danach lässt Frau Freiesleben alle das große und kleine I im Arbeitsheft weitermalen. Sie sagt: »Ich wäre gern schon weiter.«

Es ist ein ungleicher Wettlauf. Schon nach sieben Wochen Schulzeit haben sich die Erstklässler der Reinhardswaldschule einen uneinholbaren Vorsprung erarbeitet: Sie können im Zehnerbereich addieren, sie können konzentriert und selbstständig arbeiten, sie können sich gewählt ausdrücken. Sie können all das, was die Kinder an der Nydahl-Schule noch lernen müssen. Ihr Vorsprung wächst mit jedem Tag. Liegt das an der Schule oder an den Schülern?

An der Reinhardswaldschule gibt es anders als an der Nydahl-Schule ein Fach wie YoBEKA, eine Art Kinderyoga, es gibt AGs wie Judo und Schach, es gibt Lernwerkstätten, in denen Kinder Muscheln mikroskopieren oder eine Schatzkammer zimmern. Aber die Gemeinsamkeiten überwiegen: Beide Klassen sind Ganztagsklassen, die Kinder werden von 8 bis 16 Uhr betreut. In beiden Klassen gibt es je zwei Räume, damit die Lehrer die Jüngeren und Älteren voneinander trennen können. In beiden Klassen sind neben der Klassenlehrerin immer andere Pädagogen anwesend, an der Reinhardswaldschule die Mathelehrerin, an der Nydahl-Schule eine

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Erzieherin, es gibt Lesepaten, Sonderpädagogen und Ergotherapeuten. In beiden Klassen wird so unterrichtet, wie Bildungsexperten es fordern: kaum Frontalunterricht, viel Projekt- und Gruppenarbeit, keine Noten, keine Hausaufgaben. Kinder mit Problemen werden individuell gefördert, bekommen weniger und leichtere Aufgaben; sie bleiben nicht sitzen, sondern »verweilen«, das heißt, sie gelten dann etwa als Zweitklässler, bearbeiten aber, wo nötig, noch Aufgaben aus der ersten Klasse.

Es gibt nur einen wesentlichen Unterschied zwischen diesen beiden ersten Klassen: die soziale Herkunft der Kinder. Die einen können schon lernen, die anderen müssen erst das Lernen lernen. Weil es ihnen niemand beigebracht hat, weder die Eltern noch der Kindergarten. Im Durchschnitt haben Kinder, deren Eltern im Ausland geboren wurden, in der Grundschule einen Rückstand von einem Lernjahr gegenüber Kindern, deren Eltern in Deutschland geboren wurden. Der Vorsprung bestand schon längst, als der Wettlauf startete.

Lian konnte zählen, rechnen und seinen Namen schreiben, bevor er zur Schule kam. Er hat das Selbstbewusstsein eines Jungen, der von allen gemocht wird: Die Jungen schätzen ihn, die Mädchen mögen seine Locken, auch wenn Lian sagt, dass er keine Mädchen mag. Er möchte Fußballer werden, er mag Thomas Müller und Mesut Özil und spielt gern »Ninjago« auf dem iPad seines Vaters.

Lians Eltern haben sich vor fast zwanzig Jahren an der Freien Universität kennengelernt. Sein Vater, 45, ein großer Mann mit Afro, Sohn eines amerikanischen GIs, kommt aus Bremen und arbeitet als Digital Business Director. Seine Mutter, 42, stammt aus einem Dorf in Schwaben und arbeitet in der PR. Mit ihren drei Kindern leben sie in einer vier Zimmer großen Altbauwohnung, im Bücherregal stehen Romane von Jonathan Franzen und Juli Zeh. Eigentlich hätte Lian, erzählt sein Vater, auf eine andere Schule gehen müssen, mit einem höheren ndH-Anteil, aber weil Lians große Schwester, die sie damals extra angemeldet hatten, schon auf die Reinhardswaldschule geht, durften seine Eltern auch ihn dort anmelden.

Lians Eltern sind typisch für viele Eltern im neuen Kreuzberg: Akademiker, die gut verdienen, politisch eher linksliberal, sie legen Wert auf Bildung und Chancengerechtigkeit und sind hinund hergerissen: Theoretisch wollen sie, dass alle

Kinder die gleichen Chancen haben. Aber wenn das in der Praxis nicht möglich ist, wollen sie, dass ihre Kinder bessere Chancen haben.

Hätten sie Lian aus Überzeugung auch auf eine Schule wie die Nydahl-Schule geschickt? Lians Vater sagt: »Auf keinen Fall. Ich will mein Kind nicht als Sonde in ein soziales Experiment schießen.« Lians Mutter sagt: »Ich finde schlimm, was an der Nydahl-Schule passiert, und sicher wäre mehr Durchmischung besser. Aber wir konnten uns für unsere Kinder eine solche Schule nicht vorstellen.«

Und wer will es ihnen verübeln, wenn sogar Birgit Sedler, die Klassenlehrerin von der Nydahl-Schule sagt: »Ich hätte mein Kind nicht hierher geschickt.«

MITTWOCH, 11.11.2015 LATERNENUMZUG, NYDAHL-SCHULE

Leonies Mutter, dreißig Jahre alt, Kajalaugen und French Nails, ist eine der wenigen Frauen, die kein Kopftuch tragen und keinen knöchellangen Mantel. Laternenumzug. Rund fünfzig Kinder und Eltern – mehr Mütter als Väter – spazieren den Landwehrkanal entlang. Die Lichter der Laternen glimmen in der Dunkelheit.

Als die Gruppe das Urban-Krankenhaus passiert, das »U-Bahn-Krankenhaus«, wie die Nydahl-Kinder es nennen, sagt Leonie zu ihrer Mutter: »Hassan hat mich gestern geärgert!« Ihre Mutter dreht sich um: »Welcher Hassan?«

»Der da«, sagt Leonie und zeigt auf einen Jungen, der seine elektrische Laterne schleudert wie ein Dompteur seine Peitsche. »Ey, du Ärgerfritze«, sagt die Mutter und knufft Hassan.

»Ey, isch hab gar nix gemacht«, sagt Hassan und grinst so, dass man ihm sofort alles verzeihen möchte. Dann sagt er zu Leonie: »Ist dein Licht auch leer?«

»Ja, ihr Licht ist auch leer«, sagt Leonies Mutter. Sie schüttelt den Kopf, belustigt, aber auch irritiert. »Wie die alle reden«, sagt sie.

Leonies Mutter, gebürtige Kreuzbergerin, hat einen erweiterten Hauptschulabschluss und arbeitet bei einer Bahnhofsbackerei. Sie war 23, als sie Leonie zur Welt brachte. Der Vater verließ sie im zweiten Monat der Schwangerschaft, er zahlt bis heute keinen Unterhalt, das letzte Mal sah er Leonie vor

anderthalb Jahren, ab und an schickt er ein Foto. Auf einem ist im Hintergrund zufällig ein Schiff zu sehen, ihre Mutter erzählte Leonie deshalb, dass ihr Vater dort wohnt. Die Mutter wünscht sich, dass Leonie Zahnärztin wird. Sie hatte versucht, ihre Tochter auf einer anderen Schule anzumelden, die Nydahl hat ja einen sehr schlechten Ruf, sagt sie.

Leonies Mutter ist halb Deutsche, halb Libanesin; Leonies Vater ist halb Pole, halb Indonesier. Aber für die anderen Kinder an der Nydahl-Schule ist Leonie »die Deutsche«, weil Deutsch ihre Muttersprache ist. Zu Hause sagt sie jetzt manchmal »Wallah« (Arabisch für »bei Gott«) oder »çüş« (Türkisch für »Boah ey!«).

Der Laternenzug kommt am Böcklerpark zum Stehen. Die meisten Laternen sind erloschen. Sedler stimmt ein Lied an: »Ich trag mein Licht, ich fürcht mich nicht, rabimmel, rabammel, rabumm!« Die Kinder stimmen ein, von den Eltern singt nur Leonies Mutter mit.

DONNERSTAG, 12.11.2015 LATERNENUMZUG, REINHARDSWALDSCHULE

Diesmal ist sogar Berens Mutter da. Den ersten Elternabend hatte sie versäumt, aber jetzt steht sie wie drei Dutzend andere Eltern – fast so viele Väter wie Mütter – vor der Reinhardswaldschule. 17 Uhr. Die Gruppe setzt sich in Bewegung, Beren und seine Mutter laufen am Ende. Sie hält seine Laterne, er spielt mit einem kleinen Esel aus Plastik, den er aus der Schule mitgenommen hat. Als sie die Urbanstraße überqueren wollen, springt die Ampel auf Rot. Seine Mutter zerrt Beren über die Straße, der Esel fällt auf den Asphalt, die Autos fahren an. Beren weint.

»Beren, hörst du bitte damit auf«, sagt seine Mutter, »Du nervst mich damit. Ich hatte keine Schuld, du hattest Schuld daran.«

»Ich hatte auch keine Schuld«, sagt Beren.

Später sagt seine Mutter: »Er macht mich verrückt. Manchmal komme ich nicht mit ihm klar!« Sie spricht schlechter Deutsch als Beren. Manchmal liest er ihr aus seinem Lieblingsbuch Tierische Rekorde vor. Und erklärt ihr, dass das größte Tier

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

der Blauwal und das älteste Tier der Meeresschwamm ist. Berens Mutter sagt, sie weiß auch nicht, woher das kommt, dass Beren immer alles wissen will.

Zum Schluss steuert der Zug auf einen Spielplatz zu. Zwei Mütter haben dort brennende Fackeln aufgereiht, eine andere hat Schokomartinsgänse vom Biobäcker mitgebracht, noch eine andere Tee, auf den Thermoskannen kleben die Etiketten, Orange-Ingwer, Waldbeere, Rooibos.

Einige Eltern bleiben mit ihren Kindern, bis die Fackeln erloschen sind. Beren und seine Mutter sind da schon lange weg.

DONNERSTAG, 17.3.2016 AUSFLUG UND ELTERNGESPRÄCH, NYDAHL-SCHULE

Das Bröhan-Museum liegt in Charlottenburg, hohe, helle Räume, an den Wänden: Kubismus, Impressionismus.

»Çüş, die sind ja nackig«, sagt Baraa und zeigt mit dem Finger auf ein Aktbild: »Ist das sein Pipi?«

»Oh, oh, nicht anfassen«, sagt die Frau vom Museum, dann führt sie die Nydahl-Kinder in den zweiten Stock und bleibt vor einem kubistischen Gemälde stehen, In einem Café von Max Dungert, das aus vielen Drei- und Vierecken besteht. Die Kinder setzen sich auf den Boden. »Was fällt euch auf?«, fragt die Frau vom Museum.

»Das sieht aus wie ein Puzzle«, sagt Yunus.

»Da ist ein Mann, er sieht aus wie ein Pinguin«, sagt Marwa. »Das soll ein Mensch sein«, sagt Mohammed. »Ein Mensch aus Formen, und er trinkt eine Tasse Tee.«

»Wow!«, sagt Frau Sedler, beeindruckt und gerührt. Dann, zurück in der Schule, gibt es Mittagessen. Kartoffelpuffer und Apfelmus. Die Kinder stürzen sich darauf, nur Jadouh nicht, der Flüchtlingsjunge aus Syrien, der kleiner und dünner ist als alle anderen. Verträumt schaut er aus dem Fenster in den Frühlingstag. Er hat kein Essen bekommen, sein Vater hat das Geld nicht überwiesen.

»Darf ich Jadouh was abgeben?«, fragt Mohammed. Dann wollen auch die anderen ihr Essen teilen.

Die Kinder an der Nydahl-Schule sind auffällig hilfsbereit: Jadouh haben sie sofort aufgenommen, obwohl er anfangs spuckte und um sich schlug. Auch Tumay wird nicht gehänselt, obwohl er so stark stottert. Und Mahmoud, dessen Eltern zwei Wochen lang das Essen nicht zahlen konnten, haben sie jeden Tag etwas abgegeben. An der Reinhardswaldschule foppen sich die Kinder, wenn jemand etwas »Komisches« zum Frühstück dabei hat, Serrano-Schinken oder Datteln zum Beispiel.

Birgit Sedler sagt: »Die Kinder sind hier sehr solidarisch miteinander. Es kann sie alle erwischen, ich glaube, tief in ihnen drin wissen sie das.«

Am späten Nachmittag sitzt sie Alis Mutter und einer Sozialarbeiterin gegenüber, die übersetzt. Alis Mutter kann drei Wörter Deutsch: »Guten Tag« und »Danke«. Sie trägt ein Kopftuch und lächelt verlegen.

»Ali ist ein fröhlicher und lieber Junge«, sagt Sedler. Sie spricht noch langsamer als im Unterricht. Sedler berichtet Alis Mutter, dass ihr Sohn sich schon gut an die Regeln hält; dass er bis zwanzig zählen kann; dass er weiß, wie die Anlaute der Buchstaben klingen; und »auch wenn seine Grammatik nicht immer stimmt, wissen wir immer, was er möchte«. Unterm Tisch wippen die Knie von Alis Mutter auf und ab. Sie sieht erleichtert aus.

Sedler auch. Elterngespräche sind eine schwierige Sache, sie darf nicht zu höflich sein und nicht zu streng. Schließlich ist sie mehr als eine Lehrerin, sie ist zugleich Seelsorgerin, Psychologin, Sozialarbeiterin. Sie hätte zu Alis Mutter auch sagen können: Anfangs hat Ali sich überraschend gut gemacht, er konnte zählen und seinen Namen schreiben, aber seitdem macht er kaum Fortschritte, er spricht selten und ist morgens meistens müde. Aber was sollte das bringen? Ali bekäme zu Hause vermutlich Ärger.

Seine Eltern kamen vor 15 Jahren aus Syrien nach Deutschland. Alis Vater, 45, darf nicht arbeiten, weil er keinen dauerhaften Aufenthaltsstatus hat, Alis Mutter, 37, sitzt im Südblock in ihrer 105 Quadratmeter großen Sozialwohnung und kümmert sich

um die sieben Kinder. Der Älteste ist 15, die Jüngste fünf Jahre alt, sie wird nächstes Jahr auf die Nydahl-Schule kommen.

Wenn es nach Alis Vater geht, sollen seine Kinder studieren, Ärzte oder Ingenieure werden. Sie haben die deutsche Staatsbürgerschaft, sie sind seine Hoffnung. Aber wie soll sich ein Kind wie Ali zurechtfinden in diesem Land, wenn es nicht einmal seine Eltern tun?

Alis Mutter will schon gehen, da fällt Sedler noch etwas ein: Sie erzählt von Alis siebtem Geburtstag. Es war ein Donnerstag im Februar, Musikunterricht. Die Lehrerin spielte Klavier, die Kinder bildeten einen Kreis und sangen: »Wie schön, dass du geboren bist, wir hätten dich sonst sehr vermisst!« Ali stand in der Mitte, ihm rollten Tränen über die Wangen. »Ali war völlig überwältigt«, sagt Sedler.

Die Mutter lächelt. Zu Hause feiern sie Geburtstage nicht.

FREITAG, 18.3.2016 OSTERFRÜHSTÜCK, REINHARDSWALDSCHULE

»Was wünscht ihr euch für die Osterferien?«, fragt Frau Freiesleben.

»Dass der Osterhase kommt«, sagt Maria.

»Dass die Sonne scheint, weil wir an die Ostsee fahren«, sagt Lian.

»Dass ich bis ein Uhr nachts aufbleiben und zocken kann«, sagt Beren.

Freiesleben legt die Stirn in Falten, sie macht sich Sorgen um Beren. Er hat zuletzt oft gefehlt. Immer mal wieder einen Tag, mal Bauchschmerzen, mal eine Erkältung. Komischerweise war an denselben Tagen auch sein Bruder krank.

Freiesleben informierte den Direktor, der einen Brief an Berens Mutter schrieb und sie an die Schulpflicht erinnerte. Seitdem fehlt Beren nicht mehr. Verglichen mit den Kindern von der Nydahl-Schule ist Beren viel weiter, er kann sich sehr gewählt ausdrücken, er kann besser rechnen und besser schreiben. Dennoch könnte er womöglich einer von denen sein, die ein Jahr verweilen, sagt Freiesleben.

Freiesleben fragt sich, woran das liegt: Beren ist schlau, er konnte schon zählen und seinen Namen schreiben, bevor er eingeschult wurde. Vieles hatte er in der Kita gelernt, schon dort war er unter vielen Kindern aus Akademikerfamilien. Aber er ist ein Eigenbrötler, er hat sein eigenes Tempo. Wenn die Kinder malen sollen, spitzt er erst einmal in aller Ruhe seine Bleistifte an.

Für Beren wäre es dennoch besser, ein Jahr an der Reinhardswaldschule zu verweilen, als an der Nydahl-Schule der Beste zu sein. Dort träfe er nur auf Kinder, die zu Hause noch weniger Unterstützung beim Lernen bekommen als er. Hier lernt er täglich von den anderen, sagt Freiesleben. Von Kindern wie Lian.

Lian sei unheimlich fit, offen und wach, sagt seine Lehrerin. Obwohl er sich häufig ablenken lasse, falle ihm vieles leicht. In Mathe löst er bereits die Aufgaben der Zweitklässler.

Lian sagt: »Ich muss noch ganz lange zur Schule gehen.« Dann überlegt er eine Weile: »Noch elf Jahre bis zum Abitur!«

FREITAG, 20.5.2016 DEUTSCH ALS ZWEITSPRACHE, NYDAHL-SCHULE

Eine Kita, eine Post, eine Bank, ein Restaurant. Die fünf Erstklässler sitzen vor einem Wimmelbild, das an der Wand aufgehängt ist, und sollen beschreiben, was sie sehen. Erste Stunde, Deutsch als Zweitsprache mit Frau Menzel.

»Ich sehe einen Müllwagen«, sagt Leonie. »Und was macht der?«, fragt Frau Menzel. »Der Mann bringt den Müll zum Müllwagen.«

Leonie ist die Einzige der fünf Erstklässler aus Frau Sedlers Klasse, die in vollständigen Sätzen spricht.

Frau Menzel hält eine Karte hoch. Die Kinder sollen den entsprechenden Beruf nennen. »Was ist das?«, fragt Menzel. Alle melden sich. Sie nimmt Ali dran.

»Mülleimer«, sagt Ali.

»Das ist doch kein Mülleimer«, sagt Menzel. »Ein Mülleimermann«, sagt Ali.

»Ohne Eimer«, sagt Frau Menzel.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

»Ein Eimermann«, sagt Ali. Die anderen Kinder lachen, »Müllmann!« schreien sie.

»Müllmann?«, sagt Ali.

Deutsch fällt ihm noch immer schwer. Er kann kurze Wörter lesen, aber zu sprechen traut er sich selten.

Leonie hingegen kann kurze Sätze lesen und schreiben, sie kann addieren und subtrahieren, sie hat gelernt, selbstständig und still zu arbeiten. Sie könnte auf der Reinhardswaldschule mithalten. »Für sie wird das Lernen zur Selbstverständlichkeit, sie weiß, wofür die Schule da ist, und hat Spaß daran«, sagt Sedler, die es genau so in ihr Zeugnis schreiben will. Sedler traut Leonie sogar zu, später aufs Gymnasium zu gehen. Etwa jedes dritte Kind an der Nydahl-Schule bekommt eine Empfehlung fürs Gymnasium. Wenn man die Kinder dort fragt, was sie werden wollen, müssen sie eine Weile überlegen.

»Taxifahrerin«, sagt Marwa.

»Ärztin oder Busfahrerin«, sagt Rayan.

»Kocher«, sagt Mahmoud.

»Ich möchte auf dem Bauernhof arbeiten«, sagt Leonie.

»Hausmeister«, sagt Ali. Bei ihm zu Hause gebe es auch einen Hausmeister, der schmeiße immer die »Männers« aus dem Treppenhaus, die keine Wohnung haben.

Birgit Sedler sagt: »Ich wäre bei den meisten schon froh, wenn sie U-Bahn-Fahrer werden.«

Manchmal, wenn sie nach einem langen Tag nach Hause radelt, fühlt sie sich im Stich gelassen, von den Eltern, der Politik, von allen. Manchmal wird ihr dann klar, dass ihre Kinder den Wettlauf längst verloren haben. In Deutschland erreichen Kinder mit Migrationshintergrund dreimal seltener das Abitur als ihre Mitschüler und verlassen die Schule mehr als doppelt so häufig ohne Abschluss.

Man kann mit Birgit Sedler und Annette Freiesleben stundenlang über Bildungspolitik reden. Und obwohl beide an völlig verschiedenen Schulen arbeiten, kommen sie zu den gleichen Schlussfolgerungen: Man braucht kleinere Klassen, 18

Kinder maximal, mehr Lehrer, mehr Erzieher, und die Vorschule, die den Übergang vom Kindergarten zur Grundschule erleichtert, muss wieder verpflichtend sein. Birgit Sedler sagt: »Eine Kita-Pflicht ab einem halben Jahr wäre für unsere Kinder die Rettung.« Sie bräuchten so früh wie möglich Vorbilder, die sie zu Hause nicht finden.

MONTAG, 13.6.2016 PROJEKTTAG, REINHARDSWALDSCHULE

Projekttag gegen Rassismus. Frau Freiesleben spielt den Kindern ein Youtube-Video vor: Im Land der Blaukarierten. Man sieht Knetmännchen, eine Männerstimme singt: »Im Land der Blaukarierten sind alle blau kariert. Doch wenn ein Rotgefleckter sich mal dorthin verirrt, dann rufen Blaukarierte: Der passt doch zu uns nicht! Er soll von hier verschwinden, der rot gefleckte Wicht.« Als das Lied vorbei ist, fragt Freiesleben: »Was haltet ihr davon?«

»Die sprechen nicht so nett«, sagt Anton.

»Das Blau steht für Wasser und das Rot für irgendetwas Rotes«, sagt Jonathan.

»Das ist für die Hautfarben«, sagt Emma. »Es ist, weil sie sich nicht kennen«, sagt Sami.

Frau Freiesleben schreibt mit. Nach einer halben Stunde hat sie die Tafel mit den Ideen der Kinder gefüllt: »Sie haben Angst«, steht dort, »Sie kennen die anderen nicht«, »Sie sprechen eine andere Sprache«.

»Kennt ihr auch jemanden, der anders ist?«, fragt Freiesleben. Lian meldet sich: »Jérôme Boateng. Und meinen Papa, der hat auch dunkle Haut.« Darauf, dass seine Haut ebenfalls dunkler ist als die der anderen Kinder im Raum, kommt Lian nicht. Und auch niemand anderes. Die Kinder sehen nur Kinder, wenn sie einander anschauen.

Für Lian wäre es ebensowenig wie für Beren eine große Sache, wenn er mit Ali oder Leonie in eine Klasse ginge. Wahrscheinlich könnten sie alle voneinander lernen: Ali von Lian, wie man Deutsch spricht, Leonie von Beren, wie man Dinos malt, Beren von Leonie, wie man einen Brief schreibt, und Lian von Ali, wo es das Wassereis für zehn Cent gibt und wie man füreinander da ist. Am Ende des Vormittags fragt Annette

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Freiesleben ihre 28 Schüler: »In welchem Land wollt ihr leben? Im Land der Blaukarierten?«

Keiner meldet sich.

»Im Land der Rotgefleckten?« Keiner meldet sich.

»Oder im Land der Buntgemischten?« 28 Hände gehen nach oben.

Unsere Magersucht

Ein junges Paar. Zwei, die einander »mein Lieblingsmensch« nennen. Dann bricht eine Krankheit ein in das Leben: Carli wird magersüchtig. Ihre monatelange Therapie wird für beide zu einer Höllenfahrt. Doch sie halten durch – und vor allem: zusammen. Philipp Brandstädter hat die schmerzhafteste Genesung seiner Freundin protokolliert.*

Von Philipp Brandstädter, GEO, 01.04.2016

Am schlimmsten Tag liegt das, was noch von ihr übrig ist, in meinen Armen und hört nicht mehr auf zu weinen. Sie fühlt sich fremd an. Als wäre sie zerbrochen. Sie riecht nach Hunger, Verzweiflung – und diesem abartigen Fruchtkaugummi. Würde ich es wagen, ihr ins Gesicht zu sehen, ich würde kaum mehr die Frau erkennen, in die ich mich vor sieben Jahren Hals über Kopf verliebt habe.

Ihre Stimme ist mir noch vertraut. Sie sagt: Ich kann nicht mehr.

Ich weiß nicht mehr, wann die Krankheit da war. Vielleicht fing es an, als sie sich nicht mehr in Kleidergröße 38 gefiel. Vielleicht, als sie begann, Kalorientabellen auswendig zu lernen. Oder als sie jeden Tag joggte und sich zu PilatesVideos auf dem Teppich dunkelrote Fransenabdrücke in die Unterarme turnte.

Wir kochten vegan. Sie züchtete Kresse, pürierte Macadamianüsse zu Sahnesoße, knetete Seitanmatsch zu Steaks. Was hätte ich an einem bewussten Lebensstil aussetzen sollen? Kurz darauf war ihr Wunsch nach einem gesunden Leben dem Wunsch nach Selbstzerstörung gewichen. Plötzlich waren nicht nur alle tierischen Produkte, sondern auch alle Fette und Kohlenhydrate tabu und nur noch ein paar Gemüsesorten erlaubt, die sie mit Litern von heißem Malzkaffee hinunterschüttete.

Jetzt sitzt Carli auf meiner Couch, das verrotzte Taschentuch in der einen, die leere Halbliterflasche Cola Zero in der anderen Hand. Studiert die Nährwerttabelle auf

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

dem Etikett, null, null, noch mal null. Zwei Bubblemint zwischen den Kiefern mahlend, schlägt sie ihre knöchigen Knie im Viervierteltakt gegeneinander, Tränen im Gesicht, Wut im Bauch und nicht ein einziges Wort im Raum.

Sie hat die Kontrolle verloren, und ich habe keinen Schimmer, wie das geschehen konnte. Wer sich verlaufen hat, merkt es erst, wenn es zu spät ist.

Die Magersucht beginnt als Idee. Als Projekt, das Zeit und Mühe in Anspruch nimmt und Unglück in Glück verwandeln soll. Dann spielt sich der Hunger in den Vordergrund. Erst bereitet er Schmerzen, aber auch Bestätigung. Menschen mögen schöne Körper. Menschen schätzen Disziplin. Irgendwann beginnen Menschen, skeptisch zu gucken. Die einen aus Neid, die an deren aus Sorge. Sie sind überrascht – und sie schenken Aufmerksamkeit. Der Körper verändert sich. Wenn er seine Ressourcen verpulvert, kann er verdammt viel leisten. Einmal im Tunnel, läuft der Organismus wie von selbst. Wie im Rausch.

Dann verengt sich der Fokus. Der Alltag ragt nicht mehr über den Tellerrand hinaus, alles dreht sich ums Nichtessen. Der Hunger ist omnipräsent, verschleiert Gefühle wie Angst oder Liebe. Der Blick in den Spiegel verzerrt das Selbstbild. Bis es schließlich keine Option mehr ist, einfach aufzuhören mit dem Verzicht. Die Freunde sind ratlos und machen sich rar, die Familie erkennt die Not nicht. Schleichend lähmt die Müdigkeit, die Kraft schwindet. Bis auf dem Weg zur Arbeit der Kreislauf kapituliert. Jemand holt ein Stück Traubenzucker aus der Tasche und sagt: Iss mal was, Mädchen.

Das Theodor-Wenzel-Werk in Berlin-Zehlendorf ist ein von Wald und Park umsäumtes Backsteinlabyrinth. Hinter Bäumen versteckt, fängt sich die Klinik unbeachtet in das grüne Idyll. Glasfassaden, 70er-Jahre-Charme. Umso auffälliger die gespenstischen Laufstegmädchen, die, in knielange Pullis und Wallewalle-Tücher gehüllt, auf der Potsdamer Chaussee zwischen „Bio Company“ und Psychiatrie hin- und herstaksen. Von früh bis zur Ausgangssperre. Um eine Packung Kaugummi zu besorgen oder eine Flasche Wasser. Aber immer, um ein paar Kalorien zu verbrennen.

In der Abteilung für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie stehen 17 Betten mit sehr weichen Matratzen, damit sich die Gespenster aus Haut und Knochen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

nicht an ihren eigenen Gerippen wund reiben. Für Angehörige, die den Mädchen bis auf Station 9 folgen, endet der Weg in einem vom Personal überwachten Flur, in dem es nach Bohnerwachs und Filterkaffee riecht.

Die Bewohnerinnen nennen diesen Ort die „Bahnhofshalle“. Meistens sitzen einige von ihnen um einen Zeitschriftenstapel herum und halten sich an überdimensionalen Teetassen oder Wärmflaschen fest, stricken Wollsocken und warten. Auf Besuch. Auf Kaugummis. Darauf, dass alles wieder gut wird.

So wie Isa, die bis zu ihrem Zusammenbruch mit 89 Cent pro Woche auskam, weil sie sich nur noch von ein paar Heidelbeeren und sieben Liter Wasser am Tag ernährte. Binnen sechs Monaten hat sie es geschafft, 30 Kilo Körpergewicht zu verlieren. Oder Julia, die schon 15 Jahre lang zwischen Fressanfällen und Magersucht pendelt. Für sie ist es die zweite Klinik. Die erste hat sie als hoffnungslosen Fall entlassen. Durch einen Plastikschauch tropft milchiges Kalorienkonzentrat in Julias Bauch. Sie hat ihre Sonde „Dieter“ getauft.

Meine Freundin sieht sich um, dann mich an – und schmunzelt. Immerhin ist ihr der Galgenhumor geblieben. Monatlang hat Carli den Hunger bestimmen lassen. Sie hat sich ihm mit Stolz und Leidenschaft hingeeben. Ihm gezeigt, wie gut sie ihn aushalten kann. Bis sie sich nur noch gesalzenes Popcorn und gefrorene Himbeeren erlaubt hat. Doch am Ende waren die Anstrengungen zu groß. Die Müdigkeit, der Alltag und der Druck von außen, der sie spüren ließ: So, wie du jetzt bist, bist du nicht lebenswert. Also hat Carli den Entschluss gefasst, die Verantwortung abzugeben. Bis hierhin. Und wie weiter?

Ich drücke Carli ihren Rollkoffer in die Hand und einen Kuss auf die tränennasse Wange, dann folgt sie einer Schwester, ohne sich noch einmal umzusehen. Für das nächste halbe Jahr wird die Klinik ihr Zuhause sein. So weit habe ich es also kommen lassen. Habe teilnahmslos beobachtet, wie sich Carli von 60 auf 48 Kilogramm herunterhungert. Hätte ich sie davor bewahren können? Wie? Und von welchem Zeitpunkt an?

Der Schall von Carlis müden Schritten lässt die Ratschläge meiner Freunde nachklingen: Sieh zu, dass du Land gewinnst, bevor sie dich mit in den Abgrund reißt.

An jenem Tag bin ich mir sicher, dass es das gewesen ist zwischen uns. Was Liebe war, ist nun eine Krankheit. Im verflixten siebten Jahr habe ich meine Freundin an das Kalorienzählen, das ständige Wiegen und den Süßstoff verloren. Am liebsten hätte ich die „Bahnhofshalle“ zusammengebrüllt und jedes einzelne dieser egozentrischen Klappergerüste durchgeschüttelt: Welches Problem habt ihr, verdammt?, hätte ich gerufen. Wie kann man denn, bitte schön, zu bescheuert zum Essen sein?

Aber so einfach sind die Dinge nicht. Und wer die psychische Erkrankung mit der weltweit höchsten Sterblichkeitsrate als kindische Dummheit abtut, ist, nun ja, kindisch und dumm.

Seit den 1970er Jahren ist Anorexia nervosa (zusammen mit anderen Essstörungen) eine anerkannte und bekannte Erkrankung. „Anorektisch“ ist, wer mehr als 15 Prozent unter der Grenze zum Untergewicht liegt und dies willentlich herbeigeführt hat. Die Betroffenen: vor allem Frauen. Die Altersgruppe: wird jünger. Die Ursachen: verflucht komplex. Manchmal liegt es an biologischen Faktoren. An den Genen, an einer Stoffwechselstörung etwa. Oft spielen familiäre Einflüsse eine Rolle. Magersüchtige haben häufig frühkindliche Kuscheldefizite erlebt. Ihnen gelingt es nicht, ein stabiles Selbstwertgefühl zu entwickeln. Und fast immer gibt die Wohlstandsgesellschaft einen entscheidenden Stups in den Hunger. Weil Schönheitsideale, Leistungsdruck und Perfektionismus vor allem eines bewirken: das Gefühl von Unzulänglichkeit.

Aber kämpfen nicht die meisten jungen Menschen um ihren Platz in der Welt? Warum trägt nicht jeder eine Essstörung davon? Die Forschung hat keine Antwort darauf.

Aber ich hätte es wissen müssen. Ich bin vorgeschädigt. Weil ich bunte Cornflakes und Scheiblettenkäse auf Buttertoast so sehr mochte, wurde ich von Mitschülern und Sportlehrern als Fettsack gemobbt. Mit meiner Schwester habe ich daher schon in der Grundschulzeit um die Wette gehungert – um dann wiederum bei nächtlichen Fressanfällen Muttis Backzutaten zu plündern. Unzulänglichkeit: unser zweiter Vorname. Papa legte viel Wert darauf, ein korrektes Oberschichtbild zu präsentieren, dem niemand gerecht werden konnte. Weder mein Vater, noch der Rest der Familie. Der enorme Druck, frei von Problemen und Makeln zu wirken, anstatt

sich selbst treu zu sein, hat auch mich geprägt. Als Sohn, als Freund, als Partner. Sind alle mit mir zufrieden, dann bin ich es auch.

Aber trotz bester Voraussetzungen hat es nur zu einem leichten Dachschaden gereicht. Von einer ernsthaften Essstörung blieb ich verschont. Kein halbes Jahr, nachdem ich mich von meiner ersten essgestörten Freundin getrennt hatte, lernte ich Carli kennen. An Carlis Seite habe ich alle Signale einfach übersehen. Ja, schon, zu viel, zu wenig, zu fleischlastiges Essen war ein Thema zwischen uns. Dass sie so viel Sport trieb, imponierte mir eher, als dass es mich beunruhigte. Nach dem Sandmännchen keine Kohlenhydrate mehr? Geschenk.

Wenn es Probleme zwischen uns gab, dann wegen der Leistungsansprüche von Carli und ihrer Familie. Immer aktiv sein, immer engagiert, immer sportlich. Gut ist, wer viel auf Achse ist, viel arbeitet und mit Bestnoten überschüttet wird. Es ist nicht so, dass mir das elitäre Denken als gesundheitsgefährdend erschien. Doch ich hatte Angst, nicht mithalten zu können. Ich hätte es besser wissen müssen.

„Angehörige fühlen sich trotz besten Willens oft hilflos“, sagt Christian Thiele, der Chefarzt der psychosomatischen Abteilung im TheodorWenzelWerk, den ich nach Carlis Therapie um seine Einschätzung bitte. Damit die Betroffenen Gewicht gewinnen, sei es unumgänglich, die Not hinter der Magersucht zu ergründen. „Die Askese hat bei den Patienten eine stabilisierende Funktion.“ Es koste sie deshalb viel Überwindung, sich für eine Behandlung zu entscheiden.

„Essgestörte haben sich die Kontrolle über ihren Körper erarbeitet und halten sie für die Lösung ihrer Probleme. Eine Therapie löst Angst vor dem Kontrollverlust aus. Jedes Hilfsangebot erscheint wie eine Überwältigung. Da muss der Leidensdruck schon hoch sein, bevor sich die Betroffenen an uns wenden.“ Zu Thieles Abteilung nehmen junge Frauen erst dann Kontakt auf, wenn sie die Folgen ihres Untergewichts nicht mehr im Griff haben. Den Schwindel, die Konzentrationsschwäche, das Frieren.

So wie Carli ihrem Wahnsinn mit Hungern begegnet, so begegne ich meinem mit Schreiben. Wenn mir die Dinge zu viel werden, beobachte ich sie aus der Perspektive einer dritten Person: als unbeteiligter Protokollant. Sieh zu, dass du Land gewinnst, bevor sie dich mit in den Abgrund reißt, haben die Freunde gesagt. Ich kann

nicht. Es ist doch nicht ihre Schuld, verdammt. Es ist ihre Krankheit. Ich bleibe. Ich schreibe.

Wir telefonieren. Es gibt Kunst und Musik und Bewegungstherapien. Carli mag Töpfen. Und Specksteine. Mehr als die Stuhlkreise jedenfalls. Was soll eine Essgestörte schon Essgestörten über ihre Essstörung berichten, nörgelt sie. Und die Psychologen hörten immer nur zu, anstatt zu erklären, wie man geheilt wird. Zeitverschwendung. Klinik ist ätzend. Wir wissen, dass in der ersten Phase einer Therapie erst einmal alles schlimmer wird. Wir ahnen nur nicht, wie schlimm. Doch Carli ist kein Mensch, der hinschmeißt: Gesund werden muss schwerfallen. Sonst wäre es ja keine Leistung.

Außerdem gehört sie vielleicht doch auf diese Station, sagt sie. Denn sie fühlt sich immer noch zu dick. Auch wenn inzwischen kein Kleidungsstück mehr in ihrem Schrank hängt, in dem sie nicht versinkt. Carli ist im Internet auf den Begriff „Körperdysmorphie“ gestoßen: eine Störung der Körperwahrnehmung, bei der scheinbare Makel überbewertet in den Vordergrund rücken. Wenn ihre Sinne schon die Wirklichkeit des eigenen Körpers verzerren, meint Carli, welche Wirklichkeiten dann noch?

Freitags kochen die Frauen selbst, ansonsten kümmert sich die Großküche. Auf der Speisekarte steht unter jedem Essen die Kalorienzahl, auf Station 9 fehlt sie. Daher schleicht sich montags eine Patientin in die Küche und fotografiert den Originalplan. Frühstück, Mittag, Abendbrot – in der Gruppe noch schwerer als allein, findet Carli. Am Tisch versuchen sich die Frauen gegenseitig beim Nichtessen zu unterbieten. Und sowieso vergeht Carli der Appetit, wenn das Mädchen am Nebentisch von Heulkrämpfen geschüttelt eine Gurkenscheibe in 16 Teile schneidet. Sechzehn. Die ersten Tage in der Klinik isst Carli weniger als je zuvor. Und verliert weitere zwei Kilogramm.

Carli erzählt mir von den Frauen auf ihrer Station. Eine setzt sich nie, sondern steht immer. Am liebsten am offenen Fenster, weil Frieren Kalorien verbrennt. Eine andere aß monatelang nichts als Essensreste, weil sie glaubte, kein frisches Essen verdient zu haben. Und die Zimmergenossin mit den geplatzten Adern in den Augen und den von Magensäure zerfressenen Zähnen rennt ständig aufs Klo und erzählt, sie

hätte ihre Bulimie längst überwunden. Carli will raus. Sie möchte nicht an der Seite von Kranken noch kränker werden. Die anderen seien doch viel schlechter dran. Viel kaputter. Viel dünner.

Zweimal in der Woche ist Wiegetag. Die Station wirkt dann noch deprimierter als sonst. Entweder weil die Bewohnerinnen abgenommen haben, was sie nicht dürfen, aber gern wollen. Oder weil sie zugenommen haben, was sie sollen, aber nicht verkraften. Carli bringt noch 43 Kilogramm auf die Waage. Ihre Leukozyten sind im Keller, sagt die Ärztin. Bei einem BMI unter 16 sei das normal. Ebenso wie es die verminderten Reflexe sind. Sollte sich eine Infektion anbahnen, muss sich Carli umgehend melden, da ihr Immunsystem nicht in der Lage wäre, Gegenwehr zu leisten. Alles nicht ungewöhnlich. Neu ist die heftige Laktoseintoleranz, die sich Carlis Körper während der veganen Jahre angeeignet hat. Die anderen Patientinnen sind neidisch. Wer laktoseintolerant ist, hat einen medizinischen Grund, auf Essen verzichten zu dürfen.

Vier Mädchen sitzen auf der schmalen Doppelcouch im Aufenthaltsraum vor der Glotze und gucken einen Disney-Film. Wir tauschen ein paar verstohlene Blicke und unbehagliches Schweigen, als ich mir am Esstisch einen Schwapp Vollfettmilch in den Kaffee kippe. Lightprodukte sind auf der Station tabu. Auf dem Boden knirscht es schlimmer als in meiner versifften WG-Küche. Essgestörte krümeln gern. Was vom Teller fällt, landet nicht auf den Hüften.

Ich folge Carli auf ihr Zimmer. Grußkarten, Familienfotos und ein riesiger Blumenstrauß auf dem Tisch durchbrechen die klinische Kälte. Carli ärgert es, dass alle sie möglichst schnell wieder normal funktionieren sehen wollen. Aber die Aufmerksamkeit gefällt ihr. Nichts in ihrem Leben habe ihr so viel Beachtung beschert wie die Magersucht, sagt sie.

Einmal gehen wir mit drei anderen Mädchen in ein Café. Sie sind in Ponchos und Schals und Stulpen gehüllt und wärmen ihre Hände an Kaffeekübeln. Die Leute schleppen ihre Einkaufstaschen an unserem Tisch vorbei. Und gaffen. Manche entzückt. Die meisten entsetzt. Ja, schaut sie euch nur an, eure Schönheitsideale, will ich ihnen hinterherrufen. So sieht man aus, wenn man in eure Size-Zero-Jeans hineinpassen möchte. Aber natürlich bin ich zum Pöbeln zu feige.

Vielleicht trägt unsere Gesellschaft ihren Teil zum Körperwahn bei. Mit ihren Regeln, Beziehungskisten und Erdbeer-Spargel-Diäten. Mit ihrer Modeindustrie, die Frauen mit einem BMI unter 18 nicht auf den Laufsteg lässt.

Im Bus nach Zehlendorf sitzt ein Mädchen im pinkfarbenen Anorak neben mir, ein „Bibi & Tina“- Fotobuch auf ihrem Schoß. Zielsicher blättert sie zu einer bestimmten Seite. Eine Frau im Brautkleid ist darauf zu sehen, in goldblonder, gertenschlanker Makellosigkeit. Das Mädchen fährt mit dem Finger über die Konturen der Braut. Sie streichelt die Frau. Das Kleid, ihre Haare, minutenlang. Irgendetwas läuft hier falsch. Die nächste Haltestelle ist meine.

Sicherlich: Der paradiesische Überfluss unserer westlichen Kultur macht Essstörungen erst möglich. Wir können meistens frei entscheiden, welche Nahrung wir zu uns nehmen – und wie viel. Manche essen gesund, manche politisch korrekt, manche kostengünstig. Manche stopfen sich voll, um eine innere Leere zu füllen. Andere üben Verzicht, weil sie ihren Körper nach einer bestimmten Vorstellung formen wollen. Doch wer einmal die selbstzerstörerische Wucht der Krankheit erlebt hat, weiß, dass hier nicht von einer Modekrankheit die Rede ist, die eine Handvoll orientierungsloser Teenies mal kurz auf die schiefe Bahn geraten lässt.

„Der Wunsch nach Selbstbestimmung einerseits und gleichzeitigem Anlehnungsbedürfnis andererseits treibt Jugendliche in die Magersucht“, sagt Christian Thiele. Zwei Drittel aller Mädchen würden sich selbst nicht gefallen, hätten schon Diäten ausprobiert. Magersüchtige aber hungern nicht oder nicht nur, um schön zu sein, so Thiele. Sie hungern nicht, um einen Kampf mit ihrer Umwelt aufzunehmen. Sie nehmen einen Kampf mit sich selbst auf, der im Verzicht auf die Befriedigung aller Bedürfnisse gipfelt.

„Der Stolz über diese Leistung verschafft den Betroffenen ein vorübergehendes Hochgefühl. Doch das ist mit der Gesundheit auf Dauer nicht vereinbar.“ Was dabei in den Köpfen der Betroffenen genau vorgeht, lässt sich nur vermuten. Die Ursache könnten frühkindliche Beziehungsstörungen sein. Wie wir als Kleinkinder gehalten, getragen, gelegt, zurückgelassen werden. Wird uns die körperliche Nähe entzogen, so können wir den Zugang zu unserem Körper verlieren. Die typische Magersüchtige bedient dadurch das Klischee eines hölzernen, wenig intuitiven Menschen ohne

Sinnlichkeit und Verständnis für Gefühle. Man spricht vom sogenannten Pinocchio-Syndrom.

An den Wochenenden stehen weder Therapiegespräche noch Kurse auf dem Plan. Carli und ich haben mehr Zeit füreinander. Je mehr Alltag wir vortäuschen, desto bewusster wird mir, wie meilenweit entfernt ich von meinem Lieblingsmenschen bin – und dem Wunsch, ihm nah zu sein. Wie schmerzhaft es ist, ihn gegen sich selbst kämpfen zu sehen.

Carli rührt sich einen Löffel Puddingpulver und etwas Süßstoff in kochendes Wasser. Sie würde gern über andere Dinge als die Krankheit und die Klinik reden. Doch in diesen Tagen gibt es kein Leben jenseits davon. Also stürzen wir uns voller Masochismus in laienpsychologische Gespräche und bohren in unseren Wunden. Oder wie Christian Thiele sagen würde: Wir tendieren zur Gefühlsabwehr mittels Rationalisierung.

Vernünftige Gespräche ersetzen körperliche Nähe. Vor dem Spiegel stehend, erzählt mir Carli von ihren Ängsten und Heimlichkeiten. Wie sie mit ihrem Hunger und dem Essen und der Maßlosigkeit ringt – und das schon als Kind getan habe. Wie oft sie sich von der besten Seite gezeigt habe, nur um mir und Freunden zu gefallen. Sie gebe ihrem Körper keine Stimme, sagt sie. Sie ignoriere ihre Bedürfnisse, lehne die Frau in sich ab, die Kurven, die Zerbrechlichkeit.

Und als sie aus dem Bad kommt, nur mit einem Handtuch auf dem Kopf, kann ich sehen, wovon Carli spricht. Vor mir steht ein verhungertes Neutrum, an dem sich jede Rippe, jeder Wirbel durch die pergamentartige Haut bohrt. Ich bin erschrocken, wie sich ein so vertrauter Körper in einen wildfremden verwandeln kann. Carli spürt meine Blicke. Sie legt den Kopf zur Seite, mustert mich kurz, dann wirft sie sich schnell etwas über. Am folgenden Wiegetag bringt Carli nur noch 42 Kilogramm auf die Waage.

Auf Station 9 wird es nun ernst. Nach der Probephase beginnt das Zehn-Wochen-Programm – mit klaren Regeln und Strafen bei Verstößen. Die Patientinnen werden in unterschiedliche Stufen eingeteilt. Wer einen BMI von mindestens 16 hat, läuft unter Stufe 2 und muss 600 Gramm pro Woche zunehmen, sonst droht der

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ausschluss aus dem Programm. In Stufe 1 landen Magersüchtige mit einem BMI bis 14,5. Sie müssen 700 Gramm zunehmen, haben Geländearrest und dürfen am Wochenende nur mit Begleitung vor die Tür. Stufe 0 ist für die Härtefälle: Sonde, Beruhigungsmittel, Bettruhe.

In der Woche, bevor das Programm beginnt, ist Carli noch Kandidatin für Stufe 1. Wenn sie nicht weggesperrt werden will, müsste sie mal eben sieben Kilogramm zulegen. Das heißt: kurz vor dem Wiegen literweise Wasser trinken.

Dann der Zusammenbruch.

Carli hat 800 Gramm zugenommen – die Wasserkur nicht eingerechnet. Die Zahl erträgt sie nicht. Weinkrämpfe ersetzen den Schlaf. Carli scheitert an den Vorgaben, erhält die erste Verwarnung, dann eine Ausgangssperre für das Wochenende. Sie versucht, die Ärztin zu überreden, ihr ein bisschen Radfahren zu erlauben, sie sei doch kein Kind. Die Ärztin überreicht Carli einen neonfarbenen Knautschball. Auf dem darf sie herumdrücken, wenn sie sich langweilt.

In den Morgenstunden schleicht sich Carli aus der Station. Heimlich ein paar Runden um den See joggen. Doch ihr Körper blockiert. Die verbrannten Muskeln versagen, die Bänder überreizen, Carli humpelt zurück. Nachts kämpft sie mit Todesängsten. Sie fühlt ihren Puls, wie er auf 30 Schläge pro Minute herunterfährt. Sollte sie die Nacht überstehen, redet sie sich ein, fängt sie an zu essen. Aber am nächsten Morgen ist es so schlimm dann doch nicht gewesen.

Carli entschwindet nicht länger nur ihrem Körper. Sie entschwindet ihrem Geist. Sie will ihr altes Leben zurück, wimmert sie am Telefon. Bloß nicht noch ein Wochenende dem Wahnsinn dieser Station überlassen werden. Doch zunehmen kommt für sie momentan nicht infrage: Sie habe es nicht verdient zu essen. Ich habe es nicht verdient zu essen. Den Satz habe ich um die hundert Mal gehört. Ich habe ihn kein Mal verstanden. Ich kann Carli nicht verstehen. Das ist doch irre. Wie kann ein kluger Mensch plötzlich an der einfachsten Sache der Welt scheitern. Der Mensch, den ich liebe, ist nicht mehr da.

Mein Gefühl: eher Verantwortungsbewusstsein. Ich beobachte mich, wie ich der Tränen am Telefon überdrüssig werde. Ich verpasse immer häufiger die Bahn. Oder

vertue mich mit den Besuchszeiten. Vielleicht versehentlich. Vielleicht traue ich mich nicht mehr hin. Die Notizen des Protokollanten fallen kürzer aus. Sieh zu, dass du Land gewinnst, bevor sie dich mit in den Abgrund reißt. Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll. Gehe ich mit, oder lasse ich sie gehen? Darf ich ihr sagen, was ich fühle? Dass ich gerade nicht liebe, sondern mich nur noch an Liebe erinnere? Wie fühlt sich Liebe überhaupt an?

Zwischen Papierstapeln, Kaffeebechern und ulkigen Instrumenten sitze ich neben Martin Grunwald und rauche sein Labor voll. Der Leipziger Haptikforscher studiert den menschlichen Tastsinn. Bei einem Experiment machte Grunwald eine interessante Beobachtung: Er setzte eine Gruppe Probanden mit verbundenen Augen vor sein „Haptimeter“, ein Alugestell Marke Eigenbau mit zwei beweglichen Winkelarmen. Dann gab er mit dem einen Metallarm einen Winkel vor, den die Probanden erfühlen und mit dem anderen Arm nachstellen sollten. „Eine Person kam mit der Aufgabe überhaupt nicht zurecht“, murmelt Grunwald an seiner Holzpfeife vorbei. Sein Gesicht verschwindet einige Sekunden lang in Rauchschwaden. „Eine junge Dame. Studentin. Schrecklich klug. Schrecklich dürr. Fahle Haut, flaumartige Körperbehaarung, riesige Hungeraugen.“

Der Haptikforscher vermutet, dass Magersüchtige magersüchtig sind, weil ihr Körperschema gestört ist. Das Körperschema ist ein Abbild unseres Körpers im Gehirn. Es entwickelt sich beim Tasten, Bewegen und Berührtwerden zur Matrix im Gehirn, die unserem Bewusstsein nicht zugänglich ist. Ist diese gestört, so erleben die Betroffenen ihre körperliche Gestalt falsch – selbst wenn sie vor einem Spiegel stehen.

Das Körperschema lässt sich hirnpfysiologisch messen. „Bei Männern wird es bereits vorgeburtlich angelegt“, erklärt Grunwald. Bei Frauen jedoch hemme das Östrogen die Entwicklung des Körperschemas. So ergebe sich ein Defizit, das durch den Kontakt mit Bezugspersonen später ausgeglichen werde. „Doch wenn es dann in der Kindheit an sozialem Körperkontakt mangelt, vergrößert sich das Defizit in dieser Hirnregion umso mehr.“

Grunwald spricht von Frauen, die den Kontakt zum eigenen Körper verloren haben und sich darum ganz auf ihren Geist konzentrieren. Die in tonnenweise Literatur versinken und die Schule und die Uni mit links abschließen, derweil sie ihren

Körper auf Distanz halten. Magersüchtige nehmen einfach nicht wahr, wie sie tatsächlich aussehen. Im Gespräch mit Martin Grunwald geht mir ein Licht auf. Nein, ich stehe wirklich nicht auf Magermodels. Aber ich umgebe mich gern mit cleveren, rationalen Frauen, die ihre Gedanken formulieren können, über ihren Gefühlen stehen und die Romantik mit Füßen treten. Ich mag Menschen, die so verkopft sind wie ich. Grunwald mustert mich und grinst. „Na, da haben Sie sich ja was eingebrockt.“

Der Wissenschaftler hält nicht viel von den traditionellen Behandlungen. Warme Worte seien zwecklos. Er hat eine andere Form der Therapie entwickelt: „Wir stecken die Magersüchtigen mehrmals am Tag in einen maßgeschneiderten Neoprenanzug.“ Diese enge zweite Haut sorgt dafür, den tatsächlichen Körper überdeutlich zu spüren. „So erkennt das Gehirn der Betroffenen nach und nach den Unterschied zwischen dem verzerrt erlebten Körper und dem objektiv abgemagerten.“

Das ist noch Grundlagenforschung, so Grunwald, „aber die Therapie scheint zu wirken. Sie reorganisiert das Körperschema.“ Eine Studie an der Universität Salzburg untersucht zurzeit die Wirksamkeit per Hirnscan im Magnetresonanztomografen. Die Berliner Charité setzt die Anzüge in der Körpertherapie bei jugendlichen Patienten ein.

Carli vertraut mir viele ihrer Wahrheiten an. Auch die, von denen Partner besser verschont bleiben sollten. Sie trage zwei Rollen in sich, erzählt sie mir. Da ist die starke Frau, die alles unter Kontrolle hat, keine Hilfe braucht, erst recht keine Zärtlichkeit, und die am liebsten in Ruhe gelassen wird. An deren Seite habe ich schon einmal gar nichts zu suchen. Und dann ist da noch das schwache Mädchen. Das geliebt und versorgt werden will. Doch dieser Wunsch macht sie verletzlich. Die starke Frau versucht, das Mädchen zu beschützen. Und sperrt es weg. Je mehr ich mich bemühe, das Mädchen zu erreichen, desto ferner scheint es.

Wagt es das Mädchen, Wünsche zu äußern – nach Trost, Lob, Liebe –, dann kommt der Hunger ins Spiel. Carli sagt, dass sie essen wolle, wenn sie sich allein, traurig, leer fühle. Doch das Essen stille den Hunger nicht. Und aus der Angst heraus, immer mehr essen zu müssen, weil sich der Hunger einfach nicht stillen lasse, esse sie lieber gar nichts. Carlis Hunger lässt sich nicht stillen, indem sie wieder ausreichend isst, das wissen wir beide. Doch zum Glück geht es nicht immer um die Heilung von Krankheiten und die Lösung von Problemen. Schmerz kann man auch lindern, wenn

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

man ihn akzeptiert. Ängste verlieren ihre Wucht, wenn man sich ihrer Ursachen bewusst wird.

An diesem Tag rahmt Carli ein Foto von sich hinter Glas und stellt es auf ihren Nachttisch. Das alte SchwarzWeißBild zeigt ein kleines Mädchen, das im Garten spielt. Sie will das Mädchen nicht länger ignorieren. Wir frönen dem Trotz und gönnen uns ein DropitWochenende. Will heißen: Wir lassen uns fallen. Im Supermarkt räumt Carli Knuspermüsli, Schokoriegel, Ofenkäse, Fruchtzwerge, Tiefkühlstrudel in den Wagen und kann gar nicht mehr aufhören zu kichern. Wir stopfen uns voll und arbeiten einen bösartigen Plan aus: Bei ihrem letzten Küchendienst auf der Station wird Carli ihren Mädchen eine unsichtbare Kalorienbombe unterjubeln. Wir entwerfen einen sportlich anmutenden HeidelbeerJoghurt Smoothie, der im Dessertglas unbemerkt von sündhaften Butterkeksschichten durchsetzt wird.

Carli wirkt entspannter. Sie lächelt mehr. Sie sagt, sie habe ein paar Dinge in sich erkannt. Wer sie ist und wer sie nicht sein will. Was sie isst und was sie essen muss, um das Leben zu führen, das sie führen möchte. Die Erkenntnis ist nicht ihre Heilung. Aber vielleicht ein Schritt in die Richtung. Carli fragt auch nach uns. Wir könnten doch ein Jahr Auszeit nehmen, meint sie, und uns in Südostasien neue Erinnerungen schaffen. Wir könnten über eine gemeinsame Wohnung nachdenken, nur mal so rein theoretisch. Vielleicht erst einmal zwei Wohnungen auf derselben Etage, mit Katzenklappen in den Türen. Carli traut sich Gedanken, die sie gestern noch abrupt mit „Ich kann das jetzt nicht“ abgewiesen hätte.

Nur ich muss noch eine Kleinigkeit entscheiden: Kann ich überhaupt wieder ihr Geliebter sein? Oder bleibe ich ihr bester Freund? Du musst mich so nehmen, wie ich jetzt bin, sagt Carli im Bus nach Zehlendorf. Warte nicht darauf, dass ich wieder so werde wie früher, das habe ich nicht vor. Wir müssen immer noch zwei Stationen vor der Klinik aussteigen. Sich so reglos faul mit den anderen Fettsäcken direkt vor die Türschwelle chauffieren zu lassen, das geht gar nicht.

Die Therapie im Theodor-Wenzel-Werk endet für Carli, als sie gerade so beginnt, ihr Gewicht zu halten. Carli wird eine leichte Depression diagnostiziert. Die Magersucht: deutlich gebessert, aber nicht geheilt. 43 Kilogramm sind zu wenig. So steht es auf dem Entlassungsschein, mit dem sie sich einen Therapeuten suchen soll,

um in ein paar Hundert Sitzungen ihre Persönlichkeitsstrukturen aufzubrechen. Die Neue auf der Station wuchtet für uns die schweren Türen auf. Sie ließen sich auch automatisch öffnen, aber das kostet keine Muskelkraft.

Die Gewichtszunahme auf der Station sei nur ein vorläufiger, kurzfristiger Erfolg, erklärt der Chefarzt. Manchmal wirke er dauerhaft, manchmal erst beim zweiten oder dritten Klinikbesuch. „Die Hälfte der Patienten stabilisiert sich nach der Therapie, ein Viertel schwankt. Ein Viertel schafft es nicht.“ Thiele kennt Härtefälle, die von Klinik zu Klinik wandern; andere, die in betreuten Wohngruppen leben müssen. Anderen gelingt es, einsame Jahrzehnte mit der Krankheit zu leben.

„Sie können 30 Jahre so weitermachen, wenn Ihnen das Freude bereitet“, hat eine Ärztin zu Carli gesagt. Wir kennen solche langzeitsüchtigen Menschen aus unserem Bekanntenkreis. Oberstudienräte, Lektoren, Schauspieler – klapperdürr, verbittert und einsam. Carli sagt, sie möchte nicht so werden. Und ich möchte nicht mit so jemandem leben. Außerdem bin ich stolz auf meine Freundin. Weil sie die Kurve kriegen wird. Da draußen wartet ein Leben, das sie liebt. Ein Job, der ihr Spaß macht, Freunde, ihre Persönlichkeit, jenseits der Krankheit.

Kopfschüttelnd blättert Carli in ihrem „Ess-Tagebuch“, das sie in der Klinik geschrieben hat. Liest nach, was sie gedacht, gegessen, gezeichnet, sich erlaubt und verboten hat. Wie irre das alles ist, sagt sie. Ein einziger Albtraum. Sie könne sich noch genau daran erinnern, wie sich die Frau in dem Buch gefühlt hat. Aber nicht mehr so recht, warum.

Eine von hundert Frauen und einer von tausend Männern leiden an Magersucht. Die Sterblichkeitsrate liegt bei zehn Prozent. Natürlich verhungern diese Menschen nicht im Wortsinn. Sie sterben an einer Sepsis durch Infektionskrankheiten, an Herz-Kreislauf-Versagen, an aufgeschnittenen Pulsadern oder einer Handvoll Tabletten. Anorexia nervosa ist die tödlichste aller seelischen Krankheiten. Besonders rückfallgefährdet sind Menschen mit Sportdrang. Zu ihnen gehört Carli.

Früher ist sie fast jeden Tag laufen gegangen, um Gewicht zu verlieren. Heute verbringt sie viel Zeit im Fitnessstudio, um Muskeln zuzulegen. Es ist ihre Art, das Körperschema neu zu ordnen. Carli hat ihre Dämonen noch nicht besiegt. Sie hat

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ihnen erst einmal einen neuen Raum geboten, in dem sie wüten können, ohne ihren Körper hinzurichten. Immerhin. Am schönsten Tag sitzen wir nach einer durchtanzten Nacht auf meinem Bett und essen Pizza. Als sei es das Normalste auf der Welt. Der Hunger ist kein unzähmbares Mysterium mehr, sagt Carli. Aber gib mir ein Zeichen, sollte ich wieder in einen Tunnel rauschen.

Wir wissen, dass unsere Zweisamkeit nicht selbstverständlich ist. Wir kennen die Zweifel. Trotzdem bleibe ich. Natürlich bleibe ich.